



Berlin, den 31. Mai 1902.

## Vereinigung.

Was wir in den Begriff der Sittlichkeit, des ewigen, Theologen und Atheisten bindenden Sittengesetzes zusammenfassen, ist mehr als ein catalogue raisonné der Dinge, die man thun, und der anderen, die man lassen soll. Das habe ich schon vor Jahren gesagt, in den friedlichen Tagen, wo ich noch Zeit hatte, Moralphilosoph — und leider auch Bimetallist — zu sein und nach den Zielen neuer Ethik auszuspähen. Doch schon damals habe ich auch vor einer Ueberschätzung der in unserer Menschenwelt sichtbaren Entwicklungen gewarnt. Was ist diese kleine Welt im Leben des Alls? Sicher nicht sein Ziel. Selbst die Weisesten unter uns sehen nur eine an Ruhm und Bedeutung nicht allzu reiche Episode, die sich auf einem der unbeträchtlicheren Planeten abspielt. Hinter uns erblicken wir Blut und Thränen, Raub und Mord, rathloses Tasten und vergebliches Streben, wilde Empörung und starre Ruhe; und nicht lange mehr — nicht lange wenigstens im Vergleich mit den moderner Forschung bekannten Zeiträumen — wird es dauern, bis die dem Menschenauge jetzt scheinende Sonne erbleicht und der träg und stuthlos gewordene Erdball die Masse versicken läßt, die für ein paar kosmische Minuten ihre Einsamkeit gestört hat. Dann stirbt der Mensch und mit ihm steigen all seine großen Gedanken und Errungenschaften, sein Genie, heldisches Mühen und sittliches Wollen ins Grab. Und im Angesicht solcher Zukunft sollen Zufallsoszillationen das ruhige Gleichmaß unserer Seelen erschüttern? Was wir sinnen und trachten, ist ja nicht neu; oft

genug ward uns vorgeworfen, unsere Macht beruhe auf Seeräub, Brigantenthaten, Sklavenhandel; und ob wir Indien oder Egypten, Neuseeland oder Australien mit Britisch-Roth färbten, gegen Somalis, Aghantis, Basutos, Afridis oder Kaffern als Kulturbringer sochten: immer hat der Neid uns Grausamkeit und schändlichen Egoismus nachgesagt. Keiner aber hat uns den Weg zu sperren vermocht, Keiner auch zu bestreiten, daß wir gegen Bentham und Gladstone uns auf Moses und Darwin berufen konnten. Und weil wir thun, was die gelben Hottentoten den dunkleren jaguanischen Bosjemas, die schwarzen Kaffern den Hottentoten, die halbweißen Buren den Kaffern thaten, weil wir mit dem Recht der höheren Kultur einen unsauberen, schlecht gepflegten Stamm ausroden, der mit dem selben Recht Andersfarbige verdrängt hat und ihnen bis heute sogar den Menschnamen versagt: deshalb sollen wir aus der Gemeinschaft der sittlich Empfindenden scheiden? Das Auge, das durch Aeonen schweift, wird bei solcher Drohung nicht lange weilen. Mich hat die Frage nach dem Ausgang des Krieges nie aufgeregt und ich sehe auch jetzt noch keinen Grund, ihr den Schlaf und die Reaktensfreuden des Wochenendes zu opfern. Alles in unserer Welt nimmt ein Ende, das der Philosoph in Geduld abzuwarten hat. So kann ich im Unterhaus, vor den kurzathmigen Intelligenzen Campbell-Bannermans und seiner Leute, nicht sprechen; da muß ich auf die Gerechtigkeit unserer Sache pochen und die Register der nationalen Ehre ziehen. Hier aber brauchen wir uns nicht zu erschauern. Auch diese Episode in der Episode des vergänglichsten Menschenrassenlebens geht still vorüber und künftigen Geologen und Astronomen wird es gleich gelten, ob wir ein Bißchen früher oder später gesiegt und den Besiegten etwas mehr oder weniger Freiheit bewilligt haben.“ Also sprach Arthur James Balfour, der Erste Lord des Schaks, in Scotts Palast, den die Downing Street von der Treasury trennt. Sprachs, lehnte das Haupt zurück, streckte die Beine sehr weit von sich und blickte mit einem Ausdruck, an dem Fra Angeliko seine Freude gehabt hätte, gen Himmel.

Robert Cecil, Marquis von Salisbury, war während der langen Rede seines philosophischen Neffen so sanft entschlummert, als säße der Votschafter einer Großmacht vor ihm. Daran war man gewöhnt und kein Kollegenantlig zeigte die Spur eines Staunens. Sacht und mit der gehörigen Diskretion zupfte Hicks-Beach den greisen Schläfer am Rock. Der Premier erwachte, blinzelte, räusperte sich, um den Schleim aus der Kehle zu schaffen, und sprach dann: „Ja . . . Ich bin auch der Meinung, daß es sich nicht empfiehlt, den Abschluß der Sache noch länger hinauszuschieben. Mil-

ner muß doch selbst den Steijn, De La Rey, und wie die widerhaarigen Gentlemen sonst heißen mögen, endlich bewiesen haben, daß sie besiegt sind, daß sie einfach nicht weiter können und blind annehmen müssen, was unser Großmuth ihnen gewährt. Mit der Führung dieses Beweises hatte ich ihn beauftragt und begreife nicht, daß er immer noch von Bedingungen redet, die uns gestellt würden. Ich sehe eigentlich nur noch eine Schwierigkeit. Wir wollen, sagte ich in vielen Peerskammerreden und Trinksprüchen, weder Gold noch Land, sondern kämpfen nur für die Gleichberechtigung des freien Briten. Aber die Annexion ist ja schon ausgesprochen und an die alten Geschichten denkt wohl kein Mensch mehr. Auch die Verheißung, den Buren solle kein Schatten von Selbständigkeit gewahrt bleiben, ist hoffentlich vergessen. *A la guerre comme à la guerre.* Der Russe, vor dessen langem Löffel unser ungemein geistreicher Kollege aus Birmingham in einer seiner mit Recht berühmten heißen Stunden so wirksam gewarnt hat, könnte eines Tages unruhig werden und sich von inneren Nöthen dadurch zu befreien suchen, daß er das Ventil nach außen öffnet. Das wäre, trotzdem wir des Deutschen Reiches sicher sind, immerhin unangenehm. Und Sie Alle, meine verehrten Herren, wissen, daß der König den dringenden Wunsch hat, das Fest der Krönung in einem Reich friedlicher Ruhe, unter glücklichen Bürgern zu feiern. Schon die Rücksicht auf diesen so humanen wie natürlichen Wunsch muß uns bestimmen, den Rahmen der zu bewilligenden Konzessionen ein Wenig zu erweitern.“

„Wirklich?“ Herr Joseph Chamberlain hatte schon eine Weile nervös mit dem Monocle gespielt; jetzt klemmte ers ins Auge und sandte dem Premier einen Blick, aus dem Grimm und Verachtung sprachen. „Ich freue mich der Thatsache, daß der ehrenwerthe Marquis den Muth hat, der Krone die Schelle anzuhängen, muß aber gestehen, daß meine Ohren das Geklingel nicht vertragen. Nicht erst seit gestern. Vängst ärgert mich die schellenlaute Thorheit, die aus einer Hofceremonie ein politisches Ereigniß macht. Hat denn das Volk der drei Königreiche, das die Stuarts nicht ertrug und sich mit der Schlichtheit seiner demokratischen Einrichtungen brüstet, plötzlich nichts Besseres zu thun, als sich über Kostümfragen den Kopf zu zerbrechen und an Rangordnungen, Putzmacherei und Schneiderkram die Zeit zu verzetteln? Dann darf es auf die Kontinentalsitten nicht mehr ironisch herabschauen und sich nicht wundern, wenn der Monarch über die Rolle hinausstrebt, die ihm die Magna Charta dieses Landes zuweist. Und nun soll die Rücksicht auf ein Hoffest gar die Antwort auf eine Lebensfrage bestimmen? Dann kehren wir hinter die Zeit zurück, wo Lord Coke schreiben

konnte: Praesumitar rex habere omnia jura in scrinio pectoris sui. Wir führen einen Krieg um die Macht, um die Zukunft des Imperiums, einen Krieg, in dem wir siegen müssen, wenn wir nicht Afrika verlieren und dem Feind den Seeweg nach Indien öffnen wollen. In diesem Krieg haben die Kolonien das Mutterreich in einer Weise unterstützt, die alle Erwartung übertraf. Glauben Sie, daß die Kinder Britannias der lauteste Krönungsjubel für ihre Opfer entschädigen kann? Ich zweifle; und meine, daß wir uns weder bei Philosophenge-spin-nen noch bei loyalen Redensarten aufhalten sollten. Der Wunsch des Königs darf, so respektabel und menschlich er sein mag, uns nicht um eines Fußes Breite zurückdrängen. Die Buren sind tapfere Leute und noch nicht am Ende ihrer Kraft angelangt. Lesen Sie den Januarbericht des Generals Smuts an Krüger; erinnern Sie sich, daß Steijn an Ritchener schrieb, Englands Macht reiche in Südafrika nur gerade so weit wie die Flugbahn seiner Geschosse; und bedenken Sie, wie lange auf dem den Angreifern ungünstigsten Terrain der Erde ein Bauernheer Stand halten kann, dessen Mannschaft zufrieden ist, wenn sie in brennendem Ruhmst einen Fleischhaken gebraten hat. Seit Wochen sitzen die Führer dieses Heeres in Vereeniging und Pretoria. Da soll, nach dem Auftrag des sehr ehrenwerthen Marquis, Lord Milner ihnen beweisen, daß sie besiegt, unrettbar verloren sind. Vielleicht werden sie finden, dieser Beweis sei nur durch die Gewalt der Waffen zu führen. Jedenfalls sind sie nicht von jeder Verbindung mit Europa abgeschnitten; und wahrscheinlich haben sie schon gehört, welcher Werth hier darauf gelegt wird, daß der Friede vor der Krönung geschlossen ist. Der Herr Staatssekretär für das Kriegswesen schüttelt den Kopf? Nun, meine Herren, ich kenne die Küche, in der das Friedensgericht gekocht wird. Ich vermuthete nicht, sondern weiß, daß in Pretoria gesagt worden ist: nur der Tag der Krönung biete die Möglichkeit, die Caprebelln zu begnadigen, und wenn die Buren bis dahin nicht Frieden schlossen, sei diese Bedingung nicht mehr zu erfüllen. Bedingung! Jahre lang haben wir erklärt, wir führten keinen Krieg, sondern würfen den Aufstand eines Vasallenstaates nieder, — und nun verhandeln wir wie mit einem ebenbürtigen Gegner über die Friedensbedingungen und lassen uns von Tag zu Tag zu neuen Konzessionen drängen, statt in einer letzten Anstrengung unsere Uebermacht zu zeigen. Ich gebe gewiß nicht viel auf papierne Versprechungen; wenn die Tinte trocken ist, lieft man anders. Hier aber handelt sich um unser Ansehen. Keine Unterhandlung, hieß es, kein Schatten von Selbstständigkeit. Wenn wir unser Prestige preisgeben wollten, brauchten wir den Krieg nicht erst anzufangen.“

„Das wäre, wie sonst ganz verständige Leute finden, am Ende kein Unglück gewesen“. Der alte Salisbury war munter geworden und das Schmunzeln der Kollegen trieb ihn, der satirischen Neigung den Zügel zu lockern. „Der ansehnliche Herr Kolonialminister, dessen hohe Genialität uns so oft entzückt hat und dem ich, mit einem Wort Dowdens über Shakespeare, einen wahrhaft majestätischen Menschenverstand nachrühmen möchte, scheint mit dem Mosesstab seines Geistes Quellen zu erschließen, aus denen uns schwächeren Sterblichen kein Tröpfchen rinnt. Wahrscheinlich sind es die selben Quellen, aus denen ihm früher die Gewißheit sprudelte, der Doktor Jameson werde auf seinem Ritt ans Ziel kommen, und später die noch glaubwürdigere Kunde, Paul Krüger werde um keinen Preis der Welt sein Volk zu den Waffen rufen. Vielleicht erinnert der eine oder andere der Anwesenden sich noch der fortreißenden Beredsamkeit, die der verehrte Herr Kollege aufwandte, um uns seine Zuversicht zu suggeriren, — mit so glänzendem Erfolg, daß wir ein Ultimatum wagten, ohne irgendwie zum Kriege gerüstet zu sein. Und seitdem haben wir ja mehr als einmal die Voraussicht seines Diplomatenauges angestaunt. Jetzt aber muß ich in aller Bescheidenheit gestehen, daß ich dem hohen Flug seiner Gedanken nicht zu folgen vermag. Das liegt vielleicht an einer gewissen Senilität, die der ehrenwerthe Herr mit der ihm eigenen Menschenfreundlichkeit schon öfter an mir wahrgenommen haben soll, vielleicht aber auch an der Verschiedenheit unserer Ausgangspunkte. Wir scheinen die Dinge auf gutem Weg. Man hat sich geschlagen, man wird sich vertragen und beide Parteien werden den Pflock um ein paar Lächer zurückstecken. Den Mund haben wir Alle — natürlich mit Ausnahme des Herrn Kolonialministers — manchmal zu voll genommen. Das ist kein so furchtbares Unglück. Für ein solches aber müßte ich es halten, wenn die Minister Seiner Majestät sich dazu hergäben, Wünschen des Monarchen entgegenzuarbeiten. Diesen Theil des Minenkrieges wenigstens muß ich Anderen überlassen, die durch keine Tradition gehemmt sind und ihre Lehrzeit in anderen Lagern durchgemacht haben. Der König kann in diesem Lande nicht Unrecht thun. Der hohe Herr ist sich auch jetzt bewußt, der Verkünder sehnächtiger Volkswünsche zu sein. Das Volk von England will Frieden. Es will nicht länger die Last des Schimpfes tragen, den ihm das Ausland täglich zufügt, und das südafrikanische Industriegebiet der ruhigen Arbeit wiedergegeben sehen, die Reichthümer schafft, nicht gehäufte Schätze vernichtet. Eine Regierung, die gegen solche Forderung taub bliebe, würde unpopulär werden; und mindestens die Absicht, die Volksgunst einzubüßen, möchte ich

meinem Herrn Kritiker nicht zutrauen. Uebrigens kann ich für die Richtigkeit unseres Handelns eine Autorität anführen, deren Gewicht er einst nicht verkannt hätte: Lord Rosebery, der ihm näher steht als mir, rieth uns . . .“

„So schnell wie möglich Frieden zu schließen. Natürlich. Der Schwiegerohn Rothchilds, der da unten eine Millionenfaat in der Erde hat und ungeduldig auf den Minenboom und den Industrieaufschwung wartet, der dem Friedensschluß folgen muß. Und Rosebery ist wurzellos, seit er gegen Homerule auftrat und Imperialist wurde. Er braucht, um Premierminister werden zu können, einen neuen Trumpf; und ich muß ihm nachsagen: er hat, unter kluger Leitung, die Karten vorsichtig gemischt. Kommt es zu einem dem Volkswunsch entsprechenden Frieden, dann hat er als Erster den Weg gewiesen; in jedem anderen Fall ist er schuldlos und die Wirkung des guten Rathes durch die Thorheit der konservativen Regierung vereitelt worden. Beim König hat er sich, wie immer der Würfel falle, beliebt gemacht. Denn der König langt sehnlich nach einer Aufbesserung seiner Popularität. Den verehrten Marquis, den ich zwar nicht Englands größtem Dichter, aber dem unsterblichen Sänger der Odyssee vergleichen kann — der ja auch manchmal schlief —, drückt die Last ausländischer Schimpfreden und ungestillter Volkssehnsucht zu Boden. Sein erschütternder Seufzer erinnerte mich an das Erlebnis eines nicht minder weisen und sittenstrengen Politikers. Als Herr Brissou in Marseille neulich in einer Wahlrede sagte, er habe unter dem Kittel des Arbeiters so viel muthige, heldenhafte Würde gefunden, daß sein schwarzer Rock ihm schwer werde, rief ein schlagfertiger Proletarier dem gerührten Greis zu: ‚So zieh ihn doch aus!‘ Nach reiflichem Ueberlegen fände vielleicht auch unser Nestor die Möglichkeit, eine Bürde, die ihm zu schwer wird, abzuschütteln. So lange wir aber das Glück und die Ehre haben, ihn auf dem Plage zu sehen, dem er seinen Ruhm dankt, muß er mir schon gestatten, mit dem selben Freimuth zu reden, den er früher so aufrichtig schätzte. Dem südafrikanischen Industriegebiet soll die Aera ruhiger Arbeit wiederkehren. Das klingt wunderschön; nur . . . Der Krieg, der sich jetzt auf ganz anderen Schauplätzen abspielt, hindert die Minenbesitzer längst nicht mehr, die Arbeit in vollem Umfang aufzunehmen; aber die schwarzen Arbeiter fehlen ihnen, — und diese unersehblichen Raffen bringt der Friedensschluß nicht von heute auf morgen an den Rand zurück. Wir wollen die Dinge doch sehen, wie sie sind, nicht hinter Phrasenschleiern. Fortgeschimpft wird unter allen Umständen. Wenn wir nach dem langen, an Opfern aller Art überreichen Kampf nun aber einen Frieden schließen, der

uns beschämende KonzeSSIONen aufzwingt, dann ernten wir zu dem Schimpf auch noch Spott. Die Verantwortlichkeit für solchen Frieden scheue ich, nicht die für den Krieg. Es war nicht meines Amtes, 1899 festzustellen, daß die Hoffnung auf fremde, namentlich deutsche Hilfe in den beiden Freistaaten stärker war als alle Bauernbedenken; und der Leiter der auswärtigen Politik sollte mir nicht Mangel an Boraussicht vorwerfen. Immerhin: ich bin bereit, die Schuld auf mich zu nehmen. Wird der Krieg so zu Ende geführt, daß wir mit erhöhtem, nicht mit gemindertem Ansehen daraus hervorgehen, dann mag man mein Handeln unsittlich und barbarisch nennen. Ohne zerbrochene Eierschalen giebt's keinen Eierkuchen, ohne zerstampfte Völkerstämme kein Weltimperium. Ich will zufrieden sein, wenn man sagt: Dieser Kerl hat den Muth gehabt, Etwas zu wagen, und die Ausdauer, sein Ziel zu erreichen. Ob ich dabei für eine Weile aus der Volksgunst verdrängt werde, gilt mir gleich. Vorläufig . . . Ich habe, vielleicht, weil ich jünger bin, vielleicht, weil unsere Ausgangspunkte verschieden sind, nur einen Verwandten in eine Staatsstellung gebracht und bin, trotz all meinen Sünden, unschuldig daran, daß dieses löbliche Ministerium als Hotel Cecil Illimited auf der Gasse verhöhnt wird."

Die befürchtete Explosion war da. „Aber meine Herren . . . !“

„Kleine Mißverständnisse! Rein taktische Fragen!“

„Er bleibt der Parvenu aus der Eisenbranche.“

Ein Bote trat ein. „Botenschaft von Kitchener?“ Rein: vom König, der direkte Nachrichten empfangen hat und den Marquis von Salisbury zu sich bitten läßt. Es handelt sich nur noch um Kleinigkeiten. Zu erwägen sei, ob man den Buren den Kabelverkehr mit Krüger freigeben solle. Das werde verlangt, weil beide Theile sich beim Abschied mit Handschlag verpflichtet hatten, weder in Afrika noch in Europa Frieden zu schließen, ohne vorher den Rath des anderen Theiles gehört zu haben. Dem König scheine die Zeit zur Erfüllung dieses nicht unbilligen Wunsches gekommen.

„Wenn Seine Majestät die Entscheidung aus dem Schrein seines Herzens holt, brauchen wir hier nicht müßig herumzustehen. Maßzeit!“

Der Erste Lord des Schazes zog die Beine vom Stuhl. „Schicken Sie den Zeitungen eine Notiz: ‚Die aus Vereeniging und Pretoria eingetroffenen Nachrichten haben den Ministerrath heute nicht lange beschäftigt, da einstimmig an dem Entschluß festgehalten wird, über die in Aussicht gestellten KonzeSSIONen nicht hinauszugehen‘. Hm . . . Diese Politiker sind merkwürdige Leute. Wie uninteressant werden den Geologen und Astronomen der Zukunft all die Dinge scheinen, mit denen wir uns das Bischofen Leben vergällen . . .“

## Die Große Kunstausstellung.

**N**eben die Große Berliner Kunstausstellung hört man so viele Klagen, daß man versucht wird, Einiges zu ihrer Entschuldigung zu sagen.

Ihr Niveau ist allerdings schlecht und die Bilder, die in ihr miserabel sind (sie hängen meist im Rundgang und in jenen Räumen, wo über zahlreichem Material die für die Ausstellung bestimmten Werke, die von den Künstlern dem ärgsten Dilettantismus verdankt worden sein. Man fragt sich, ob bei ihrer Annahme den Ausstellungsvorstand nicht ein doch zu nichts nützendes Mitleid leitete. Was kann den armen Malern, die diese Bilder eingefandt haben, ihre Ausstellung helfen, da sie so gehängt wurden? Der Ausstellungsvorstand war großmüthig: er nahm ein Gemälde an, das in einer violetten Gegend einen blauen Fluß zeigt, während am Horizont in einem rothen Streifen die Sonne unter sinkt. Aus dem Roth, Blau, Violett entstand ein trübes Ganze; außerdem scheint der Maler bei der Herstellung seines Bildes sich der Vortheile nicht bewußt geworden zu sein, die die Delfarbe wegen ihrer Geschmeidigkeit bietet. Oder man sieht ein Herrenportrait, auf dessen weiße Weste und Stirn überflüssiger Weise — überflüssig, weil die Darstellung nicht überzeugend wurde — das Sonnenlicht fällt. Man denkt vor diesem Bilde daran, wie in den guten alten Zeiten die Maler sich einfache Motive wählten und sie in Vollkommenheit wiedergaben, während heutzutage, — und so weiter. Und gerade die Dilettanten wählen die schwersten Motive aus.

Dennoch können diese Bilder für die berliner Ausstellung nicht verhängnißvoll sein. Denn jeder Besucher der pariser Salons erinnert sich, an wie vielen Bildern er dort alljährlich in unsagbarer Langeweile vorübergeschritten ist. Diese Bilder waren ohne Zweifel besser gemalt. Doch dieser Unterschied bedeutet nicht viel. Nicht, weil sie mehr oder weniger schlecht gemalt sind, sondern, weil die Künstler, die sie schufen, matt sind, deshalb wirken in allen Ausstellungen die „vielzuvielen“ Bilder lähmend. Und die Sezessionisten, von Paris wie von Berlin, wußten sehr wohl, weshalb sie vor Allem daran gingen, ihre Ausstellungen auf einen kleineren Umfang zurückzuführen; in den beschränkten Räumen, mit deren Arrangement sie sich befaßten, hatten sie es unendlich leichter als ihre Kollegen von den offiziellen Ausstellungen, interessante Ausstellungen zu Stande zu bringen.

Die Große Berliner Kunstausstellung leidet außer an der Ausdehnung ihrer Säle daran, daß ihr Publikum eine Unterhaltung erwartet. Diesen Unterschied zwischen der Großen Berliner Kunstausstellung und der Sezession macht man sich lächelnd klar, wenn man in der Großen Kunstausstellung



vor einem Bilde stehen bleibt, das eine junge Dame in alterthümlicher Tracht an einem Kaffeetisch am offenen Fenster (mit einem Blumenarrangement und im Sonnenschein) zeigt und 'das 'den Vermerk „Verkauft“ trägt, — die weil in der Sezession der Vermerk „Verkauft“ nur an solchen Werken steht, die den Stempel des Unvollständlichen gerade in der schärfsten Form offenbaren. Für die Erörterung in diesem Zusammenhange ist es einerlei, ob zum Theil der Terrorismus, den die Zeitungen ausüben, mit solchem verwunderlichen Verkauf unvollständlicher Werke im Zusammenhang steht.

Jedenfalls ist sicher, daß, wenn vielleicht das Publikum der Sezession auf die Äußerungen der Zeitungen achtet, die Kunstfreunde in der Großen Kunstausstellung naiv sind. In ihr treffen Menschen zusammen, die nicht gefonnen sind, sich von Zeitungen und Zeitschriften ratheu zu lassen, welche Bilder zu bewundern sind. Man geht seiner Laune nach. Und dann schallen aus dem Hintergrund, leise, aber vernehmlich, die Klänge einer Musikkapelle. Nach der Besichtigung der Bilder wird man in den Park gehen.

Dieser Charakter der Ausstellung, den eine langjährige Ueberlieferung geschaffen hat, giebt ihr Etwas von einem bürgerlichen Vergnügen. Man kann gegen diese Tradition sich nicht auflehnen. Man wird der Ausstellungslleitung mildernde Umstände bewilligen müssen, wenn es ihr nicht gelungen sein sollte, die Ausstellung rein künstlerisch zu machen.

Und dann bedenke man auch die Nebenströmungen. Da sind Bildnisse von Otto von Krumhaar. Sie unterscheiden sich von den Bildern der Dilettanten, die in die entlegeneren Räume relegirt worden sind, dadurch, daß ihr Verfertiger allerdings nicht die schwierigen Aufgaben, sondern die leichtesten Motive wählte, um sie unvollkommen auszudrücken. Das gab ihnen aber noch kein Recht auf viel bessere Plätze. Doch hängen sie nicht zur Genugthuung des Ausstellungsvorstandes da. Ein Ausstellungsvorstand hat um so vielfachere Rücksichten zu üben, je ausgebehnter der Kreis ist, über den die Ausstellung sich verbreitet. Dem diesjährigen Ausstellungleiter ist es nicht in höherem Maße als einem seiner Vorgänger gelungen, der Wirklichkeit Herr zu werden, die sich einer künstlerischen Gestaltung der Großen Ausstellung entgegensetzten. Doch wenn selbst eine energischere Hand als die des Professors Arthur Kampf die Zügel ergriffen hätte, so würde noch immer in der Weitläufigkeit der zu füllenden Säle und in den Wünschen vieler ihrer Besucher keine Verschiebung herbeigeführt worden sein.

Die Werke, mit denen sich Kampf an der Ausstellung betheiligte, sind schwach. Sie sind von einer betrübenden Gleichförmigkeit; es wird keine Spur von Empfindung in ihnen sichtbar, sie sind akademisch mit einem Zuschuß von Düsseldorfertum. Zur larmoyanten und kalten Spezialität des düsseldorfser Kostümgewes gehört Kampf's Bild, dessen Thema wahrlich eine

kräftigere Ausführung hätte hoffen lassen, von „Friedrich dem Großen nach der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege in der Charlottenburger Schloßkapelle“; auf die in Düsseldorf von C. F. Lessing bis zum Professor Janssen betriebene Monumentalkunst weisen seine Entwürfe für Wandbilder hin, die für das Kreißhaus in Aachen bestimmt sind. Vor diesen Kartons hätte Cornelius sich im Grabe umgedreht, während C. F. Lessing bei ihnen erwogen haben würde, wie schön es sei, daß auch jetzt noch eine Kunst, die manche Selige eine Surrogatkunst nannten, in weiten Kreisen geschätzt werde. Abscheulich berührt an diesen Kartons die Regelmäßigkeit. Man sehe auf dem einen Entwurf die Kinder an und vergegenwärtige sich die Kinder von Knaut auf seinem Bilde in der Nationalgalerie „Wie die Alten jungem“ (nach welchem Gemälde sich Kampf ein Wenig gerichtet hat). Man betrachte nach Kampfs anderem Karton, der Arbeiter bei und nach der Arbeit zeigt, die Arbeiter auf Menzels „Eisenwalzwerk“. Man vergleiche die mathematisch gemachten Kinder und Arbeiter bei Kampf mit den Kindern bei Knaut, mit den Arbeitern bei Menzel.

Es ist so entseßlich verkehrt, zu meinen, daß, auch wenn der Athem für Monumentalkunst nicht vorhanden ist, Monumentalkunst damit hervorgebracht werden könne, daß Modellstudien gruppirt und des individuellen Aussehens beraubt werden.

Ein Maler, der Vergleichen thut, setzt sich lediglich zwischen zwei Stühle. Aus seinen Studien nach dem lebenden Modell reißt er das Leben, den Reiz des Lebens, die Intimität, — und Monumentalkunst wird es nicht, weil Etwas nicht dadurch monumental wird, daß an die Stelle der Mannichfaltigkeit und reichen Unregelmäßigkeit des Lebens einige willkürliche Linien treten. Ein Werk ist nicht darum monumental, weil es arm von Leben ist. Ein Werk wie dieses ist vergrößertes und dabei unleidlich vergrößertes Genre. Schade um die Wände dieses Kreißhauses.

Ein charakteristisches Werk der Großen Kunstausstellung ist das Portrait der „Gräfin H.“ vom Professor Grafen Harrach. In diesem Bild spricht eine echtere Kunst als in allen Einsendungen von Kampf: hier war Etwas zu sagen. Freilich ist Das mehr eine inhaltlich fesselnde Erzählung als eine gute Malerei. Dies Bild berichtet von Helden und Sieg, von Treue und Vaterland, von vaterländischer Geschichte. Es enthält auch mehr Geschichte als Röchlings beide gemeinen Schlachtengemälde von Kolin und Hohenfriedberg. Es ist nicht gut gemalt, trocken, mehr gezeichnet als gemalt, die Schultern und der Nacken sind geradezu schlecht, aber von feinem Blut durchrieselt ist das zarte Fleisch des beschatteten Gesichtes und anschaulich sind die Haare behandelt. Es ist viel naives Talent in dem Bilde. Man findet ein solches Bild nicht in der Berliner Sezession, man findet, möchte

man sagen, in keiner Sezession-Ausstellung der Welt solches Bild, das überzeugt Thron und Alter vertheidigt. Wir haben in England und Frankreich freilich Maler der großen Welt gesehen; sie konnten jedoch diese Reinheit nicht geben. Schade, daß Harrach nicht Maler ist. Was ihm fehlt? Das entnimmt man vielleicht dem daneben hängenden, übrigens, trotzdem der Maler Talent hat, nicht guten Bilde von Dettmann. Dies ist ein tolles Bild. Ein „friesisches Lied“ sollte dargestellt werden. Die Stimmung, die auf der Stirn der kleineren friesischen Dame leuchtet —: wenn die Fähigkeit, irgend einen Hauch, eine Bewegung der Luft, über den Körper fliegen zu lassen, in Harrach läge oder von ihm erworben worden wäre, dann würde er Maler sein.

Guffows stupend gemaltes Bildniß der „Frau Bärd“ hinterläßt einen gemischten Eindruck. Die Technik und Frau Bärd kassen auseinander. Die Technik ist eine den Malern früher Zeiten nachgeahmte, man denkt an Kopisten- und Restauratorenthätigkeit; und Frau Bärd ist keine Erscheinung, die sich für eine Malerei in der Art der Primitiven eignen würde; sie hat ein vollständig modernes Gesicht; so erklärt sich der Widerspruch. Man denkt an Zolas Wort: „Ein Kunstwerk ist ein Winkel der Schöpfung, gesehen durch ein Temperament“, um sich daran zu erläutern, daß Guffows Bild kein Kunstwerk ist. Zugleich freut man sich über die Fortschritte der Menschheit, da die Menschen früher Guffow für ein Temperament hielten und sich jetzt darüber einig wurden, daß er nur ein Techniker ist.

Gari Melchers wirkt auch nicht mehr überzeugend; allerdings ist es ein ziemlich schlechtes Bild, das er auf der Ausstellung hat, sein „Rothlappchen.“

Das große Historienbild Veniures verstimmt nicht, beschäftigt aber auch nicht.

Als vor Kurzem Julius Große starb, las man, ein Redakteur vom Rheinischen Courier habe ihm eine Warnung ertheilt, nicht nach Weimar zu gehen; in Weimar, sagte er, würde er ein Pflänzchen sein, das zwischen den großen Bäumen im Schatten stehe. Daran darf man denken, wenn man in der Großen Ausstellung in das Kabinet von Louis Kolig tritt.

Dieser Maler hat in Kassel im Schatten der Galerie gewirkt. Kassel ist ein gefährlicher Ort für Maler: die Galerie ist dort wundervoll; eine malerische Vorstellung in der kalten Beamtenstadt kann nicht aufkommen; nichts hält der Galerie die Wage. Kolig gerieth in den Bann dieser Sammlung. Was in seiner Spezialausstellung aber auffällt, ist nicht das Kellerartige im Licht seiner Bilder, nicht ihr Schwarz, ihr Tieffinn, ihre Grabesstimmung, ihr Eklektizismus: das Alles erwartete man. Was auffällt, ist, auf seinem Selbstportrait wahrzunehmen, daß er frische, geröthete Wangen hat; denn Das erwartet man nicht.

Man hatte vermuthet, er müßte vom Geiste der Galerie verzehrt sein, bleich, hohlwangig, alchemistisch aussehen. Nun hat er ein gemüthliches Gesicht und eine goldene Brille; desto besser. Er scheint weniger eine Künstlernatur zu sein, die von den Alten besessen ist, als ein ruhiges Gelehrtennaturell, das ihnen in einer gemächlichen Weise folgt. In seinen Bildern ahmt er den Alten, meist Jedem für sich und manchmal in Kombinationen, nach. Das natürlich sind seine schlechtesten Werke. In einer Kriegsszene von 1870 ist er einheitlich. Er läßt die Helmspitzen von Wilhelm dem Ersten, Bismarck und Moltke leuchten, wie man Metalltheile in den Kriegsbildern aus dem siebzehnten Jahrhundert leuchten sieht. Verwundert gewahrt man, daß der alte Wilhelm, Bismarck und Moltke doch Uniformen tragen und nicht Wandensführertrachten aus dem Dreißigjährigen Krieg. Allerdings sind ihre Uniformen so dunkel gestimmt, wie es nur irgend möglich war, so dunkel, daß sie aus dem Ton des „historisch“ gehaltenen Bildes nicht herausfallen. Wie weit das Alles von uns zurückliegt!

Dann sieht man in seiner Ausstellung manchmal ein unbefangenes Talent: von seinem objektiven Bilde von „Fräulein Rehn, Pianistin“, bekommt man den Eindruck der Persönlichkeit. Um wie viel lebhafter bedauert man dann die Verirrung, der der Künstler anheimfiel! Man freut sich, daß die deutsche Malerei den Weg der Lenbach, Canon, Kolig, den Weg, den einstmalig Fabricius ging, energisch und hoffentlich auf immer verlassen hat.

Von Lenbach sieht man ein Bildniß der „Frau F.“, nicht einmal ein schöner Rest, — was Lenbach betrifft. Von Erdelt ist ein für die durch ihn bezeichnete mancherer Malerei ganz vorzügliches und doch gleichgiltiges Bild da.

Eher findet man an der kleinen Malerei von Dänemark Gefallen. Etwas von der Realität Ausgehendes und dabei sehr Subtiles ist in dieser Malerei. Ein Auskommen mit Wenigem. Sie beherrschen einen hellen Ton. Einige von ihren Bildern sind sehr gut, zum Beispiel Schlichtkrull's „Sonnenschein in der Bauernstube“; Peter Nstedt in Kopenhagen giebt ein gutes Interieur. In Verbindung mit den dänischen Künstlern ist Romme Nissen zu nennen, ein Deutscher, der nah der dänischen Grenze, in Niebüll, zu Hause ist. Nissen zeigt einen friesischen Bauern in seinem alten Hausrath. Ausgezeichnet ist das Sonnenlicht wiedergegeben und das Holz des Tisches, die Stühle mit den Rissen; Alles ist wahr, dabei künstlerisch zur Erscheinung gebracht.

Bei den Dänen fühlt man mehr Poesie, Sehnen, man merkt, daß sie das Reale wiedergeben, weil es die Unterlage ihrer Stimmung bildet. Romme Nissen dagegen giebt das Reale wieder, weil es ist: rechnerisch giebt er es wieder, nicht musikalisch.

Ein Gegenbild zu Momme Rissen gewährt Kuehl in seinen koketten und malerisch zugestutzten Interieurs. Die Dänen geben die Zimmer, die sie uns um ihrer Poesie willen zeigen. Momme Rissen zeigt Zimmer wegen ihres Gegenstandes. Kuehl malt Interieurs wegen des „Malerischen“. Er wirkt aufdringlich, mit überladenen Paß, — in einer gewissen Weise wie einige Wigbolde der italienischen Schule. Auf einem der von ihm gemalten „Interieurs“ gleitet ein Sonnenstrahl über einen dunkelgrünen alten Koffer mit eisernen Vorlegegeschlössern, vorn steht ein rother Sessel, nach hinten blickt man in einen Raum, in dem die Sonnenstrahlen einen — leider Farbe gebliebenen — Tanz ausführen, wobei Kuehl wohl an ein Wunderwerk der modernen Malerei, an die Gobelinstickereien von Velazquez, gedacht hat. Dieser Theil seines Bildes sieht wie eine heftige Parodie aus. In nicht geringerem Grade übertrieben, überladen, unmöglich wirkt ein anderes Bild von ihm, „Das blaue Zimmer“.

An einem Bilde eines seiner Schüler findet man mehr Gefallen: der Maler heißt Edmund Körner, das Bild „Im Schatten“. Es ist eine Arbeit, die in ihrer Komposition und ihrem Farbengange auf Kuehl, wie er in seinen älteren Bildern war, zurückgeht und, so weit Das bei dieser Art möglich, ist, einfach anmüthet.

Der der Architektur gewidmete Raum ist offenbar nicht dafür eingerichtet, daß Besucher kommen. Man will auf dem großen Tisch die dort ausgebreiteten Publikationen sehen: man nimmt keinen Stuhl wahr, um sich an diesen Lesetisch niederlassen zu können, wohl aber nahen aus den Nebenräumen zwei Wächter, die darauf passen, daß sich der ungewohnte Gast nicht der Publikationen bemächtigt. Unbehaglich.

In die Möbelkassen hat man eine Einrichtung in Mahagoni zugelassen, von der man nicht weiß, wie sie in die Kunstausstellung gerathen konnte, statt in die Auslage eines Möbelmagazins. In diesem Theile der Ausstattung sehnt man sich nach Menschen. Man entbehrt hier selbst die Musik; sie dringt nicht bis hierher. Man geht ins Freie; auch im Park ist es unbehaglich; und man kehrt der Ausstellung den Rücken.

Herman Helferich.



## Derselbe, Dieselbe, Dasselbe.

Was haben wir auf der Schule über die persönlichen Fürwörter im Deutschen gelernt? Nicht wahr, daß sie heißen: ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie? Das haben wir in den untersten Klassen gelernt; und hätte man uns diese so nützliche Kenntniß mit dem selben Nachdruck auch in den höheren Klassen befestigt, so gäbe es in der deutschen Literatur, in der hohen, der mittleren und der niederen, nicht einen der widerwärtigsten, von ärgster Stumpfheit des Sprachsinnes zeugenden Stillfeiler. Fast in jedem Buch und sicher in jeder Zeitung, die uns in die Hände kommen. Ein Sekundaner, der sich unterstehen wollte, in einer lateinischen Arbeit is und idem zu verwechseln, oder der in einer französischen Schriebe: Philippe war der König von Makedonien, le fils du même état Alexandre, würde von dem ergrimmten Lehrer nach Verdienst angesch nauzt werden; und wiederholte er diesen sprachlichen Unsinn öfter, so bliebe er sitzen. Im Deutschen aber wird die Lehre von den persönlichen Fürwörtern ich, du, er, sie, es in den oberen Klassen mißachtet und — ich habe mich selbst aus Schülerheften davon überzeugt — das verächtigte derselbe, dieselbe, dasselbe hält seinen Einzug in den Sprachschah der armen, übel behüteten Zungen, ohne daß der Lehrer — natürlich mit Ausnahmen — es für nöthig findet, ihnen dafür den dicksten Rothstrich an den Rand zu malen. Von der Schule pflanzt sich der Mißbrauch ins Leben fort; und so findet man in fast allen amtlichen Schriftstücken, in den meisten Büchern und allen Zeitungen dieses jedem feineren Sprachgefühl unerträglich verhaßte schleppende dreifilbige Ungethüm.

Daß der deutsche Sprachunterricht auf unseren Schulen, besonders auf den höheren, nichts taugt, darüber sind alle deutschen Schriftsteller einig. Wie kommt es nun, daß nur die Wenigsten von ihnen die so naheliegende Folgerung für sich selbst daraus ziehen: da ich auf der Schule nicht ordentlich Deutsch gelernt habe, nicht mit solcher grammatischen Strenge wie Lateinisch, Griechisch und Französisch, so muß ich, da das Schreiben der deutschen Sprache mein Beruf ist, im Leben nachholen, was in der Schule an mir versäumt wurde? In den letzten zwanzig Jahren ist eine ganze Reihe vortrefflicher Hilfsmittel, wenn nicht für gutes, so doch für fehlerloses Deutsch erschienen: die Bücher von Andreev, Wustmann, Feinje, Otto Schröder sind nicht unbekannt und auch nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Mir scheint aber, daß gerade die Schreiber von Beruf, also die Männer von der Buchliteratur und von der Zeitung, von diesen Hilfsmitteln den geringsten Gebrauch machen. Sie reden sich wahrscheinlich ein, wie Herr Jourdain bei Molière, daß man eben nur zu sprechen brauche, wie Einem der Schnabel gewachsen, oder die Feder übers Papier laufen zu lassen, um „Prosa“ zu erzeugen. In Frankreich ist der Mitarbeiter des kleinsten Provinzblattes unmöglich, wenn er nicht mindestens fehlerloses Französisch schreibt; Deutschland ist das einzige große Literaturland, wo man die ärgsten grammatischen und stilistischen Fehler begehen und noch immer für einen großen Schriftsteller gelten kann.

Für die deutschen Männer von der Feder kann man neben vielen anderen Eintheilungen auch ganz getrost diese vornehmen: in Schriftsteller mit und in Schriftsteller ohne „derselbe, dieselbe, dasselbe“. Leider ist die Zahl der letzten oder, wie die Schriftsteller mit derselbe, dieselbe, dasselbe sagen würden: „der

lepteren“, die überwiegend größere. Die Stumpfheit gegen den Ungeſchmack, der in dem ſteten Gebrauch des pedantiſchen dreifilbigen „derfelbe“ ſtatt des einfilbigen ſcharfen „er“ ſteckt, wurzelt ſo tief ſelbſt in manchen nicht üblen Schriftſtellern, daß die ſchärfſte Hinweiſung auf dieſen Unſug ſie nicht überzeugete. Otto Schröder hat in ſeinem prächtigen Büchlein „Vom papiernen Stil“ mit allen Waffen des Spottes, des Zornes, des ruhigen Ueberredens gegen dieſen ärgſten Fehler deutſchen Stils gekämpft, das Büchlein hat auch viele Auflagen erlebt, es hat in allen ſpäteren Sprachbüchern Unterſtützung gefunden; doch genügt hat das Alles recht wenig.

Der Ungeſchmack und die Sprachwidrigkeit von „derfelbe“ ſtatt „er“ liegt nicht in der ſchleppenden Dreifilbigkeit, obgleich ſchon ſie jeden Schriftſteller mit ſprachlichem Feingefühl zur Wahl des einfachen und kurzen „er“ zwingen müßte. Leider konnte nur ein Franzoſe, Ruſſet, die ſprachliche Grundregel für alle Schriftſteller ausſprechen:

Non, je ne connais pas de métier plus honteux,  
Plus sot, plus dégradant pour la nature humaine,  
Que de se mettre ainsi la cervelle à la gêne,  
Pour écrire trois mots quand il n'en faut qu'un seul.

Noch ſchlimmer als die Schwerfälligkeit iſt, daß „Derfelbe“ auf eine Gleichheit mit einem vorangehenden Worte hinzuweiſen ſcheint, die in den meiſten Fällen entweder gar nicht vorhanden iſt oder die trotz dem ſcharfen Hinweis unklar bleibt oder auf die eigens hinzuweiſen, überflüſſig, lächerlich und pedantiſch iſt. „Der Unterſtaatsſekretär im Reichspostamt Fritſch, welcher vor längerer Zeit ſeinen Abſchied erbeten, hat jetzt denſelben vom Kaiſer unter Verleiſung des Titels Excellenz bewilligt erhalten.“ Wer fühlt nicht, wie ſchleppend und zugleich lächerlich hier „denſelben“ ſtatt „ihn“ klingt? Man wird einwenden: Das iſt Geſchmacksſache. Gut, nach einem ſchönen althiſpaniſchen Sprichwort „ſind die Geſchmäcker verſchieden, aber es giebt ſolche, die Prügel verdienen“; es giebt auch einen Hörgeſchmack, der einen um ein Viertel zu hohen oder zu niedrigen Ton ohne Pein erduldet, während ein muſikaliſches Ohr dabei leidet, wie wenn ein ſtumpfer Griffel quietſchend über eine Schiefertafel hinfährt. „Auf ſeinem Rittergut im Kreiſe Konitz iſt Herr Oskar Wehr geſtorben. Derſelbe vertrat früher den Landtagswahlkreis Konitz-Schlochau.“ Nur ja: Derſelbe! Wie leicht könnte man ſonſt auf den Gedanken kommen, es handle ſich um einen Anderen. In der ſelben Nummer der ſelben Zeitung, worin dieſe Nachricht ſteht, finde ich die Erklärung eines Landraths: „Dem vorigen Kreisblatt hat eine Abonnementsempfehlung für die ‚Danziger Zeitung‘ beigelegt. Ich bitte die Leſer derſelben, nicht zu glauben, daß ich ein Abonnement auf die ‚Danziger Zeitung‘ empfehle.“ Mit Recht fügt die Redaktion dieſem „derſelben“ in Klammer hinzu: „Wefſen? Der ‚Danziger Zeitung‘?“ Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie.

Den meiſten Schriftſtellern und Zeitungſchreibern iſt ganz aus dem Bewußtſein entſchwunden, daß es ein deutſches Wort „beſſen“ giebt. Man kann dicke Bücher und blätterreiche Zeitungen durchleſen und findet dieſes ſo nützliche Wörtchen nicht ein einziges Mal, dafür aber auf Schritt und Tritt das ſteifbeinige „beſſelben“. Woher mag das dreifilbige Ungeheuer ſtammen? Das älteſte Deutſch kennt es überhaupt nicht. Es taucht in der Literatur erſt im

siebentzehnten Jahrhundert auf, auch nur ganz vereinzelt und noch nicht mit der völligen Ueberflüssigkeit wie heute. Wahrscheinlich rührt es von der deutschen Kanzleisprache her, die ja selbst ursprünglich nichts Anderes war als Uebersetzungdeutsch. Ich glaube, Otto Schröder, der dem dreißigjährigen Schussal sein halbes Büchlein gewidmet hat, ist doch nicht auf den wahren Ursprung verfallen. Ganz sicher bin auch ich nicht, ihn entdeckt zu haben; meine Vermuthung aber mag hier statt irgend einer anderen stehen; man übersezte *Alia ejus*: die Tochter desselben! Dem Franzosen bei seinem feinen Sprachsinn wäre es nie eingefallen, sich durch eine fremde Sprache in dem natürlichen Gebrauch der eigenen beirren zu lassen; nie hat ein französischer Kanzleischreiber oder gar Schriftsteller *Alia ejus* anders als durch *sa fille*, niemals durch *la fille du même* übersezt. Im Englischen ist es eben so; hier dient sogar *the same* statt *he* oder *she* zur absichtlichen Kennzeichnung der Sprechweise ganz ungebildeter Menschen. Auf den deutschen Gymnasien wird mit rührender Gedankenlosigkeit *Alia ejus* fast nur durch die Tochter desselben, sehr selten durch seine Tochter übersezt; und: jung gewohnt, alt gethan.

Das Spasigste dabei ist der von jedem Leser täglich zu machende Versuch, sich derselbe, dieselbe, dasselbe einfach dadurch vom Halse zu schaffen, daß man sie ganz wegläßt; sie sind meist eben so überflüssig wie geschmacklos. Was soll man dazu sagen, wenn man in einer Kinderfibel (von Wichmann und Lampe) für die unterste Stufe der Gemeindefchulen in einem Vefestückchen über „Die Zeit“ folgenden herrlichen Satz findet: „Der Anfang des Tages heißt der Morgen, die Mitte desselben (des Morgens?) der Mittag.“ Ein besonders aufgewecktes Kindchen fragte seine Mutter: „Was ist denn desselben? Das ist ja gar nicht wahr!“ Das siebenjährige Mädel hatte einen feineren Sprachsinn als die Verfasser der Fibel; es hatte „desselben“ auf den Morgen bezogen; und warum sollte es nicht? Die Mutter wußte dem Kinde nicht zu rathen; ich rieth ihm (demselben!): „Streichs weg!“ Mit ausgelassener Freude strich es (dasselbe!) das überflüssige Zeug weg; und, siehe da: der Satz war nicht nur kürzer, sondern auch verständlicher geworden. „Die städtischen Behörden dürfen sich nicht von einem unteren Beamten der Krone abfertigen lassen durch die Weigerung desselben, die Akten höheren Orts zu unterbreiten.“ Man streiche „desselben“, — und die Sache ist in Ordnung. „Wenn das Rohr auch nicht gerade eins der optisch stärksten ist, so erfüllt es doch seinen Zweck, dem Publikum den Anblick der Wunder des gestirnten Himmels zu ermöglichen, vollauf. Wir bringen nebenstehend vortreffliche Abbildungen desselben.“ Desselben? Welches selben? Des Himmels? Wahrscheinlich nicht, sondern des Rohres. Man streiche „desselben“, — und man ist aus aller Verlegenheit.

Das Tollste leistet in diesem Punkt das wichtigste Stück öffentlicher deutscher Literatur: die Reichsverfassung. Nicht ein einziger Artikel (derselben!), in dem auch nur die entfernte Möglichkeit zur Einschmuggelung des verhassten Dreißilbers bestand, ist von dem Verfasser (derselben!) verschont geblieben. Ich weiß nicht, welcher hohe Staatsbeamte mit der stillistischen Fassung (derselben!) betraut war; wohl aber weiß ich, daß sein Sprachgefühl von äußerster Stumpfheit gewesen sein muß. Man sehe sich die Verfassung einmal an: fast jeder Artikel wimmelt von derselbe, dieselbe, dieselben, desselben u. s. w. Die Folgen



sind nicht ausgeblieben: Mißverständnisse aller Art entstehen gerade durch diesen Mißbrauch. Im Artikel 8 heißt es: „In jedem dieser Ausschüsse werden . . . mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein und führt (schönes Deutsch!) innerhalb derselben jeder Staat nur eine Stimme.“ Welcher derselben? Der vier Bundesstaaten oder der Ausschüsse? Eins der schönsten Beispiele für die Grammatik der Reichsverfassung bietet der erste Absatz des Artikels 53: „Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers. Die Organisation und Zusammenfassung derselben liegt dem Kaiser ob, welcher die Offiziere und Beamten der Marine ernennt und für welchen dieselben nebst den Mannschaften eiblich in Pflicht zu nehmen sind.“ Um so erstaunter ist man, auch einmal das kleine Wort „dessen“ zu finden. Wenn man im Artikel 11 liest: „Zur Erklärung des Krieges ist die Zustimmung des Bundesrathes erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt“, so fragt man sich, warum der Verfasser nicht auch hier nach seinem lieblichen Gebrauch geschrieben hat: auf das Bundesgebiet oder die Küsten derselben. Hätte man jenem Staatsmann die Bibel zur kanzleimäßigen Umarbeitung übergeben, wir würden wahrscheinlich als ersten Vers lesen: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; letztere war wüst und leer und war es finster auf derselben“; und manche „gebildete“ Leser würden keinen Anstoß daran nehmen.

Treibt man die Feinde des einfilbigen Fürwortes, die „Unentwegten“ des Dreifilbers, in die Enge, so kommen sie unfehlbar mit Lessing, Goethe und Schiller angerückt. Jawohl, auch unsere drei Größten bedienen sich zuweilen des Dreifilbers statt des Einfilbers. Warum sollten sie nicht? Hatte man ihnen, die doch aus dem Sprachwust des siebenzehnten Jahrhunderts erst eine gebildete Sprache schaffen mußten, etwa in der Kinderlehre gesagt, wie man die Muttersprache richtig zu schreiben habe? Das hatte man Voltaire, Diderot und Rousseau gelehrt. Aber man komme überhaupt nicht mit solchem Einwand, wenn man nicht auch sonst dem Leser etwas Kehliches zu sagen weiß wie Lessing, Goethe und Schiller. Auch bei unseren Klassikern findet man Sprachfehler; sobald unsere heutigen Dupendrschreiber und Zeitungschreiber im Uebrigen als Klassiker gelten dürfen, sollen ihnen alle Sprachfehler verziehen werden. Man ist als Schriftsteller oder Zeitungschreiber nicht verpflichtet, ein Klassiker zu sein; aber man sollte, denke ich, verpflichtet sein, in der minderwerthigen Literatur, die man im besten Falle erzeugt, wenigstens erträglich richtiges Deutsch zu schreiben. Uebrigens kommt die Pedanterei mit „derselbe“ bei unseren Klassikern äußerst selten vor, eigentlich nur als Folge einer gewissen Rässigkeit, als Ausnahme. Otto Schröder hat festgestellt, daß in Goethes sämtlichen Schriften von 1771 bis 1814, also auch in der Zeit seines schon beginnenden Geheimrathstils, nur an hundertundachtzig Stellen der Dreifilber statt des Einfilbers steht.

Eine durchgreifende Besserung kann nur die Schule und das gute Beispiel des Buch- und Zeitungsdruckes schaffen. Heute, wo die alten Sprachen im Unterricht mehr und mehr abbrechen, sollte unsere oberste Schulverwaltung mit größerer Strenge als bisher die Sprachrichtigkeit im Deutschen einschärfen. Allerdings würde dazu gehören, daß unsere höchsten Schulbehörden selbst über ein mustergiltiges Deutsch verfügten. Ob sie sich Dessen rühmen dürfen, will ich für heute ununtersucht lassen.

Eduard Engel.

## In der Arbeiterkolonie.

Einiger der wichtigsten Kerle schien mir der Lampenputzer zu sein. Er wußte sich allerdings einen Schein von Blödigkeit zu geben. Und mit einem gewissen Stumpfsinn putzte und wuschte er an den Lampen herum. Die Unterhaltung der ihn Umstehenden beachtete er fast gar nicht. Mit peinlicher Sorgfalt packte er, wenn er die beiden Hängelampen im Saal und die kleinen Blendlampen der Schlafräume gereinigt und frisch gefüllt hatte, seine Lappen und Bürsten in die kleine Kiste, nahm sie unter den Arm, in die Hand die Petroleumkanne und zog weiter, in den Nebensaal.

Mit seiner blauen Blouse, seiner grünen Schürze und der flachen Mütze, die er stets sehr grade trug, wie auf das eine oder das andere Ohr schob, sah er aus wie ein braver, pflichtbewußter Kleinbürger. Er glich einem jener Menschen, die den ganzen Tag ihre glatte Straße hinablaufen, sich abends in einer bestimmten Kneipe an einem bestimmten Tisch mit bestimmten Kameraden betrinken und immer im selben Bett, neben der einen Frau, ihren Kausch ausschlafen, — um am nächsten Tage wieder glatt ihre Straße hinabzulaufen. Seine grauen Augen waren so verglast und blickten so ruhig gradeaus, als könnten sie nie in Zorn und Haß gesunken haben, als leuchtete hinter ihnen im Kopf kein Wunsch, kein Verlangen und keine Hoffnung. Aber diese Starrheit schien mir nicht ganz echt zu sein. Und als ich ihn mehrmals gesehen hatte, wie er mit älteren Zusassen der Kolonie vergnügt und harmlos scherzen konnte, mit leichtem, verschmitztem und sorglosem Lachen, wußte ich nicht, ob ich einen ganz abgefeimten Burschen oder einen simplen Spießbürger vor mir habe, einen Spießbürger, der entweder Unglück gehabt hatte oder, wie fast Alle seiner Art, unfähig gewesen war, irgend eine schwierige Situation zu überwinden.

Eines Tages hatte ich ein Paket bekommen. Wie es die Anderen machten, mußte ich es wohl auch thun: Allen, mit denen ich in einem näheren Zusammenhang stand, Etwas von dem Inhalt der Sendung abgeben. Da ich nicht selbst Lust hatte, in den unteren Saal zu gehen, schickte ich einen meiner Nebennänner mit einigen Cigarren, Apfelsinen und Aehnlichem hinunter. Er sollte es einem Älteren Manne geben, der einige Jahre Medizin studirt hatte, sein Studium aufgeben mußte, sich durch Unterrichtsstunden ernährte, dann aber Krankenwärter in einer großen Anstalt geworden war. Jemand ein Erlebnis hatte ihn aus dieser sicheren und guten Stellung — er war inzwischen zum Oberwärter aufgerückt — vertrieben. Dieser Mann mußte wohl doppelt, dreifach fühlen, daß er hier nur ein Gebuldeter war, daß er durch Barmherzigkeit in diesem Hause ein jämmerliches Leben friste, — er, ein denkender und grübelnder Mensch zwischen solchen Landstreichern, Bauarbeitern, Schmieden, Matrosen und Trinkern. Am Meisten freute mich, daß ich ihm ein paar Bücher leihen konnte, in denen Kulturfragen behandelt wurden. Das interessirte ihn besonders.

Ich wunderte mich, daß er nicht kam, um mit mir darüber zu sprechen. Auf Dank rechnete ich nicht. Die meisten Kolonisten hatten blutende Herzen. Sie waren zerfleischt worden. Man mußte sie mit einem ganz besonderen Feingefühl behandeln, mit ganz weichen Händen anfassen. Einen Dank vermochten sie fast nie auszusprechen. Wenn man ihnen Etwas gab, mußte man

es in besonderer Art thun, damit sie sich nicht für verpflichtet hielten oder sich als weniger beglückt und höchstehend empfinden konnten. So hatte ich denn dem Mediziner sagen lassen, ich käme nicht als Gebender, sondern als Fordernder zu ihm. Er möchte doch so freundlich sein, mir Einiges aus seinem Leben aufzuschreiben. Wie er wisse, interessire mich so was. Und die paar Cigarren und das Andere sollten eine kleine Vorausbezahlung sein . . . Er kam nicht.

Am nächsten Tage gehe ich über den Hof nach einem Stallgebäude, um mir dort einen Spaten zu holen. Da sah ich den Lampenputzer, der mit der frisch gefüllten Petroleumkanne über die Schwelle trat.

„Na, wo wollen Sie denn hin?“ fragte er.

„Spaten holen.“

„Na, ihre Hände sind aber auch nicht solche Arbeit im Sumpf gewöhnt!“

Er lachte, wie immer den Kopf, ganz in der Weise der meisten Kolonisten, ein Wenig gebeugt. Aber in seinem lautlosen Lachen lag so viel, daß ich stehen blieb. Er hatte jetzt ein ganz anderes Gesicht. Offenherzigkeit, Vertrauen und etwas Hartes, Selbstbewußtes waren dort gemischt.

Ich sah ihn erstaunt an. Da meinte er:

„Das war nett von Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben. Sie haben die Sachen nicht dem Halschen gegeben. Sie haben sich nicht in mir getäuscht. Aber ich muß Ihnen hier an dieser Stelle frei und offen sagen, daß es mir als Kolonisten nicht gegnnt ist, mich mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Doch ich besaße mich gern mit Büchern und schriftlichen Arbeiten. In der Beziehung sollen Sie sich in meiner Person durchaus nicht getäuscht haben. Da sind Sie an die richtige Adresse gekommen. Die Bücher sind fein! Wenn mir noch der Gene zu viele Worte macht. . .“

„Ja, sagen Sie mal, die Bücher haben Sie bekommen?“

„Ja! Sie sollen sich auch nicht in mir getäuscht haben. Denn das Zeug zum Aufschreiben von mein Leben besitze ich wohl. Aber, sehen Sie, da guckt Gener und da. Die ganze Bude is voll, der Augen sind mir zu viele, um meine reichhaltigen Sammlungen von reinen, wahren und nackten Thatsachen, die ich in meinen verschiedenen Lebenslagen und auch in meiner jetzigen als Kolonist gesehen habe, vor Aller Augen in solchem Geschieße und Gedränge im Aufenthaltsraum zu notiren. Da hat man doch keine Ruhe, da hat man doch nicht die Geistesammlung, die man dazu braucht. Und Sie wissen ja auch: der einzigste sichere und zugleich einem Leben zuerkannte Platz, Das ist blos nachts das Bett. Und sonst ist man den ganzen Tag auf den Beinen. Kommen Sie in den Stall, dann sieht uns Keiner und wir können in Ruhe erzählen“, unterbrach er sich, schob mich zur Thür hinein und lehnte sie hinter uns an.

Wir standen einander dicht gegenüber. Der Raum war mit erdigen Dacken, Spaten, Karren und allerlei Ackergeräth angefüllt. In dem Dämmerlicht konnte ich nur wenig vom Gesicht des Lampenputzers erkennen. Er streckte mir seine Hand hin: „Wissen Sie, als Der mir die Cigarren und die Bücher brachte, — na, Sie können sich ja denken, wie Einem zu Muth ist, der seit über zehn Jahren kein Geschenk bekommen hat und nun plötzlich. . .“

Ich zog mich ein Wenig zurück. Es war mir unangenehm, daß dem alten ehemaligen Mediziner die Sachen entgangen waren, daß sie vielleicht ein

Abenteuer schlimmster Sorte bekommen hatte. Mit einem so aufdringlichen, schamhaften Patron wollte ich nicht unnütz Zeit verschwenden und sagte: „Ja, es thut mir leid, aber die Bücher und das Andere waren nicht für Sie bestimmt. Die sollte der alte Mediziner haben.“

Da sah ich, wie seine Augen starr wurden, wie sie sich förmlich an mir festklammern wollten. Hastig antwortete er: „Ja, ja, Sie sind nicht an den Falschen gekommen. Ich kann Sie versichern, daß Sie nicht der Einzige sind, der über mein früheres Leben Aufschluß begehrt. Ich habe ein thatenreiches, höchst abenteuerliches Leben hinter mir. Wenn ich auch erst einunddreißig Jahre zähle, so wundere ich mich doch selbst, daß ich noch am Leben bin, denn auf meinen vielbewegten Reisen durch die Südstaaten von Europa ging es haarig her. . . Ich bin der Richtige für Sie!“

Jetzt hatte ich mich an das matte Licht gewöhnt und konnte sehen, wie sein Gesicht, das die Blässe der meisten Kolonisten zeigte, noch bleicher geworden war. Und ich machte rasch: „Na, ich glaube es ja; die Sachen sind zwar an den Falschen gekommen, aber Sie sind doch der Richtige.“

„Nee, nee, ich bin nicht der Falsche. Und wenn mir auch die Glücks-göttin nicht hold gewesen ist; und wenn Einer ein schweres Leben hinter sich hat, so bin ich es. Und schon mancher sachkundige Mann hat mir für einen Abriß aus meinem Leben Geld und gute Worte geboten. Doch bis jetzt habe ichs stets verweigert und werde es auch weiter thun, wenn mir nicht die strengste Verschwiegenheit zugesichert wird. Mein Name darf auf keinen Fall hinein-gezogen werden. Auf keinen Fall!“

Aha, dachte ich, also Einer, der nicht gern möchte, daß man dahin erfährt, wie es ihm draußen gegangen ist. Das war mir nichts Neues, — und schließlich war die ganze Sache nichts werth.

„Sehen Sie“, fuhr er fort, „ich muß sicher sein. Das ist die Hauptsache. Und von Ihnen glaube ich, daß Sie Keinen verrathen. Wenn Sie Einem, den Sie kaum kennen, Bücher schicken. . . Sie haben mich richtig erkannt. Ich gebe viel auf so was. Schriften und Bücher habe ich gern.“

Ich versprach ihm, ihn nicht zu verrathen.

„Was meinen Sie, wie sie hinter mir her sind! Wenn sie mich kriegen könnten. . . Na, was ich habe durchmachen müssen! Ein dicker, runder Keel war ich früher. Und dann ein paar Monate hinter Schloß und Riegel, — und Haut und Knochen blos noch. Und als ich mich rausgearbeitet hatte, da war es mir gleich, was nu wurde; nur nicht wieder hinein. Lieber gleich Alles über den Haufen.“ Er biß die Lippen zusammen und schnaufte vor Erregung. Zischend sprudelte er hervor: „Wenn sie mich noch mal festnehmen, dann. . .“ Er hatte sein Messer, eine dolchartige Klinge, gezogen und führte sie gegen die Brust: „Und wemms durch und durch geht, — ich wäre der Erste nicht, dem ich Eins verseht habe. . .“

Ruhiger fügte er hinzu: „Ich will nicht wieder hinein. Ich will nicht. . . Und Das ist mir die Hauptsache, daß ich sicher sein kann. Das kann ich bei Ihnen. Das habe ich Ihnen gleich angemerkt. Sie sind der Einzige unter den zweihundert Mann, mit dem man ein Wort reden kann.“

Ich lächelte. Er: „Nee, nee, blos endlich sicher werden.“

Mit dem Fuß stieß er die Thür auf: „Ist da Jemand?“

Seine Augen waren blutig unterlaufen. Sein dünner blonder Schnurrbart schien mit einem Mal wie gestäubt. Die schmalen Flügel seiner etwas kurzen Nase blähten sich . . . Draußen stand Niemand.

Mit einem verlegenen Lachen schloß er die Thür: „Sie müssen nämlich wissen, daß ich kein Schweizer bin. Ich bin eben so gut ein Deutscher wie Sie. Das darf aber Niemand wissen. Ich gehe schon unter dem dritten falschen Namen. Niemand darfs wissen. Niemand! Ich muß sicher sein . . .“

Mit offenem Munde sah er mich an. Ich beruhigte ihn. Da meinte er lächelnd: „Ja, ja, ich glaub's. Aber wissen Sie was? Ich schlage vor, daß ich mit Ihnen am Sonntag auf die Felder gehe. Da kann uns Keiner belauschen. Hier wird man doch behorcht.“

Er nahm seine Kanne und ging hinaus: „Am Sonntag, wenn schön' Wetter ist, dann sehen wir uns mal die Felder an.“

Es war nicht schön' Wetter. Aber er hatte mich doch abgeholt. In Hagel und Schnee gingen wir über die Sümpfe. Von drei Seiten waren sie mit Kiefern umstanden. Der Wind kam von der einen offenen Seite und bewarf uns und die mattrothen Stämme mit weißlichem Matsch. Wir gingen so rasch wie möglich in den Wald hinein. Da war es so ruhig und trocken wie in einem überwölbten Säulengang. Die buschigen Wipfel der Bäume drängten sich hoch über uns zu einem dichten, dunklen Dach zusammen. Zischend eilte der Wind darüber hin. Gerade und trögig standen die braunen, schlanken Säulen da. Jede hatte ihre eigene Zeichnung. Und eben so aufrecht ging jetzt der Lampenputzer neben mir. Nicht das Geringste von seiner früheren Gebüchtheit, von seiner Keisertrereci hatte er an sich. Mit festem Fuß trat er auf den mit Nadeln und dünnen Zweigen bestreuten Moosboden. Das Selbstbewußte und Harte, das ich einmal an ihm gesehen hatte, sprach jetzt aus seiner Gestalt.

„Ja,“ sagte er, „und wenn sie mich hinter Doppelthüren und hinter gepanzerte Wände gebracht hätten: mich konnten sie doch nicht festhalten. Gleich das erste Mal sagte ich zum Justizrath: Schön, gefaßt haben Sie mich. Aber Sie behalten mich nicht! Ich, meinte er, solch Bürschchen werden wir wohl noch bändigen. Sie nicht, antwortete ich, Sie nicht. Da sind Sie viel zu schwach dazu. Da müssen erst Andere kommen, die den Nag festhalten wollen.“ Er lachte, leicht und lustig. „Na, und ehe der Herr Justizrath mit seiner Untersuchung zu Ende war, da hatte ich mir schon meine herrliche, goldene Freiheit, allerdings unter den größten Strapazereien, wieder erobert. Mich hatte er nicht festhalten können.“

Zwischen den Stämmen wurde es langsam finsterner. Wir sahen hinaus nach der Lichtung, über der sich die Wolken immer dichter und schwerer zusammenzogen. Nag horchte: „Uns kann doch hier Keiner belauschen?“ Mit spähen-ben Blicken durchsuchte er das Zwielicht, das zwischen den Stämmen lag. „Wenn sie mich dein auch nicht festhalten können: hinein kann ich doch nicht mehr. Wenn's auch bloß ein paar Wochen dauern sollte, bis ich hinauskomme. Ich halts nicht mehr aus hinter den spanischen Gardinen. Ich will jetzt endlich Ruhe haben. Ich will sicher sein.“

Ich legte ihm die Hand auf den Arm: „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Sie nicht verrathe.“

Die verzweifelte Entschlossenheit wich aus seinem Gesicht: „Das weiß ich. Sonst würde ich ja nicht sagen. Bisher habe ich auch noch Keinem was berichtet von meinen Erlebnissen. Sie sind der Erste. In der letzten Zeit habe ich schon gar nicht mehr schlafen können. Jede Nacht lag ich wach und sah in die Sternenhwelt oder in die dunklen Wolken hinaus. Es wird mir ordentlich leichter, daß ich mal mit einem Menschen, der sich aus Büchern gebildet und das Wissen in sich aufgenommen hat, von Allem sprechen kann. . . Als sie mich das erste Mal kriegten, war ich noch jung. Acht Jahre ist es her. Und sie hätten mich nicht gekriegt, wenn der Andere, dieser Kalbskopf, nicht mehr die Waare bei sich gehabt hätte. Es war mir schon so komisch, daß meine Verwandten alle nach einander verschwanden. Erst geht der Onkel weg, dann die kleine Mali. Sonst blieben sie Sonntag mittags zu Haus. Wir machten uns Alle zusammen an den Sonntagsbraten. Und nu? Na, was ist denn da los, denk ich, daß so Einer nach dem Anderen fortging? Und Keiner sprach so recht mit mir. Alle sahen sie mich so von der Seite an. Das war ja aber schon öfter vorgekommen. Und der Onkel konnte mich ja nie so recht ausstehen. Erst war ich ihm ein zu großer Fresser. Er hat für mich sorgen müssen, weil ich ein uneheliches Kind war; mein Vater soll ein Bergtraxler, so ein Tourist gewesen sein und meine Mutter ist früh gestorben vor Kummer und Gram. Und dann, als ich beim Onkel lernte, habe ich ihm nicht genug gearbeitet. Nachher hat er mich auch nicht behandelt, wie man einen Erwachsenen behandeln muß, und da habe ich ihm den Vorschlag gemacht, daß ich mir meine eigene Maschine aufstellen werde, in der Hälfte von dem Hause, die mir zugehört hat. Er hat mich ausgelacht. So ein junger naseweiser Basse, hat er hochfahrend gemeint. Der käme gerade mit einem Geschäft zurecht! Und nun wollte ich ihm beweisen, daß ich wohl auf eigenen Füßen stehen konnte, daß ich keinen Herrn über mich brauchte. Und ich fing zu arbeiten an. Vom frühesten Morgen an bis in die tiefste Nacht sah ich und schwitzte. Ich wollte meinen eigenen Weg empoeklimmen. Aber es wollte nicht zur Höhe gehen. Kein Mensch wollte bei mir kaufen. Das Biöchen, was ich loschlug, machte nicht genug aus. Und es war wohl auch nicht möglich, daß in dem kleinen Nest zwei solche Geschäfte gingen. Bis jetzt war mein Onkel gerade so zurechtgekommen. Nun fehlte es auch bei ihm. Ich nahm ihm ja einen Theil, wenn auch nicht viel. Das machte mir nicht wenig Spaß. Ganz zu Grunde wollte ich ihn richten. Hatte er mir vorher den Ruin gewünscht, sollte er jetzt in den Abgrund stürzen.

Damit wollte es aber nicht so leicht gehen. Und da kam ich mit dem Anderen zusammen. Wie es so ist: einem armen Teufel bleibt nichts Anderes übrig, wenn er vorwärts kommen will, als mal dem Nebenmann Eins auszuwischen. Na, was da passiert ist, Das bleibt ja vollkommen gleichgiltig. Meine Sache wollte ich eben nicht im Stich lassen, wie mans sonst feiger Weise thut. Und so schaffte ich mir die Mittel, im Ort sitzen zu bleiben. Wie nun der Onkel und die Mali an dem bewußten Sonntagmorgen weg sind, wache ich auf und merke, wie der Ludwig mir nicht ins Gesicht sehen kann und wie der Tante die blanken Thränen in den Augen stehen. Erst denk' ich: Das hängt mit dem schlechten Geschäft zusammen, das Die jetzt machen, meinethwegen. Ich freu' mich wie ein beglückter Schatzgräber und gehe in mein Zimmer, um mir mein

Sonntagszeug anzuziehen. Da — ich will gerade in die neuen Hosen fahren —, da läuft der Ludwig auch fort und die Tante läuft hinterdrein.

Sie wollten recht schlau machen, daß ich nichts merken sollte, und gingen feil Alle einzeln hinaus. Das fiel mir aber in die Augen. Wären sie zusammen spazieren gegangen, dann wäre ich ahnungslos wie ein neugeborenes Kind in die Falle gelaufen. Aber so merkte ich, was los war. Sie wollten eben nicht zu Hause sein, wenn ich abgeführt wurde. Vielleicht auch hatte mich der Alte angegeben. Schön . . . Ich riegelte rasch die Thür ab. Da klopfte es. Ich blieb still und schlich an die Thür, um zu horchen. 'Drin ist er', hörte ich. Sie wollten mich also holen. Zeug über und nachgesehen, ob etwa vor dem Haus Welche stehen. Dann hätt's an der Feuerleiter hinabgehen können, die immer da hing. Ja, Die war futsch! Und acht oder neun Meter hinunter, auf die Steine: Das ging nicht. Also froch und fidel die Thür auf und vergnügt pfeifend spring ich die Treppe hinunter, als wenn ich in die Knicke wollte. Die Amtsdienner standen verblüfft über die Reckheit, mit der ich sie beim Thüraufmachen in die Ecke gedrückt hatte. Wäst tobten sie hinter mir her. Das Hausthor aber war offen. Noch drei Schritt: draußen wär' ich, in der Freiheit. Denn ich hatte wohl gesehen, daß auf der Straße kein Hühnerhund lauerte. Aber unten an der Treppe stand ein Schrank und da trat der Genbarin vor und packte mich an einem Kermel. Er war in Cioil und trug einen weichen Hut; deshalb hatte ich ihn vorher, als er an unserem Haus vorbeistalzirte, nicht erkannt. Ich schlug ihn auf die Hand: 'Was soll's?' Er sagte: 'Schön ruhig, schön ruhig! Sie sind verhaftet!' Da lachte ich: 'Sie machen ja nette Witze! Augenblicklich lassen Sie mich frei! Sind Sie Beamter?' Ich riß mir fast den Kermel aus und wir torfelten Beide die ausgetretenen Stufen hinunter. Da hatten mich aber schon die Amtsdienner an den Handgelenken. Und dann legten sie mir eiserne Armbänder an und einen Rosenkranz, daß ich schön beten könnte. Damit gieng durch die Straßen nach dem Amtsgericht.

'Lange haben Sie mich nicht!' sagte ich den Amtsdiennern gleich. 'Lange nicht! Ich bin an Freiheit gewöhnt.' Sie lachten mich aus. 'Na, doch!' ich in meinem Sinn, Euch werd' ich mal zeigen, was ich kann.

Als wir vor den Justizrath kamen, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen: 'Junge, was hast Du gemacht?' Hören Sie mal, Herr Justizrath, wir haben noch nicht zusammen den Stall ausgemistet, daß Sie mich buzen! Aber wenn's Ihnen recht ist, — schön, buzen wir uns.'

Er wurde blaß wie frischgefallener Schnee. Er hatte mich nämlich erziehen lassen, in die Bürgerschule geschickt. Aber deshalb durfte er mich doch nicht mehr wie einen Schuljungen behandeln, wenn er mir auch eine Wohlthat erwiesen hat. Das ist doch keine Art. Nach einer Weile sagte er leise, ohne mich anzusehen: 'Wie konnten Sie solche Geschichten anstellen?' Ich lachte und war stolz, ihn so in Schrecken zu bringen. Ueberhaupt: als sie mich durch die Straßen führten, habe ich mich gar nicht geschämt. Als mich Alle so ängstlich und verwundert anstarrten, dachte ich: 'Wah, jetzt fürchtet Ihr Euch vor mir, dem bösen Verbrecher?' Als ich ihm so ins Gesicht lachte, wurde der gestrenge Justizrath doch wüthend: 'Dich werden wir schon fier kriegen!' meinte er. 'Nicht nicht, Herr Justizrath!' 'Na wir haben Dich ja und festgehalten wirst Du.' 'Nicht können Sie nicht festhalten!' lachte ich.

Na, sie brachten mich in ein ziemlich finstres Verließ. Es ging nach dem Hof raus. Da war nichts weiter als glatte hohe Wände; keine Thür, kein Anbau, nichts, was Einem zur Flucht hätte dienen können. So sah ich schon meine drei Monate. Und weil ich als geschickt galt, hatten sie mir Allerlei zu thun gegeben. Erst brachten sie mir Stroh, damit ich daraus Decken flechten solle. Und als ich für den Oberwärter so einen Teppich gemacht hatte, kam der Justizrath selbst und sah sich das Ding an. Und ob ich ihm auch solche Dinger machen wollte? Aber sechs Stück, er wolle sie verschenken. Das seien ja Kunstwerke. 'Nicht wahr?' sagte ich. 'Aber dann müssen Sie mir auch Werkzeug geben. Das macht man nur einmal bloß mit dem Messer.' 'Na?' sagte er drohend. 'Ja, dann kann ichs eben nicht mehr. Hier, sehen Sie mal meine Hände. Ganz zerrissen und zerschunden. Nur dem Herrn Oberwärter zum Gefallen.'

Also ich bekam Hammer und Zange und noch mehr. Und nun giengs an die Arbeit. So nach und nach schnitt ich die Riegel an der Thür durch. Und die Decken wurden noch einmal so herrlich als die erste. Aus lauter Freude, daß ich hinauskam, wenn Alles glückte. Der Justizrath, der öfter nachsehen kam, war ganz entzückt.

Eines Morgens sagte ich so leichtlich zum Oberwärter, ob er mir nicht den Lohn für die Decke geben wolle. Von dem Material, das mir der Justizrath gegeben habe, solle noch so viel für ihn ab, daß er auch eine Decke bekomme. Er hatte Bedenken. Aber so heimlich schmunzelte er doch, daß er noch eine Decke bekommen solle. Und dann sträubte er sich. Nein. Das gehe nicht. Der Herr Justizrath habe gesagt, er dürfe Keinem den Lohn früher geben, als bis er hinauskomme. Ich wolke wohl Jemand bestechen?

'Mit den drei Mark? Wen denn?'

'Ja, der Justizrath hats aber verboten.'

Das sagte er schon, wie wenn er sich entschuldigen müsse, weil er mir die drei Mark nicht geben könne. Am nächsten Morgen brachte er denn auch das Geld. So, nu konnte es losgehen. Da ich zum Hof nicht hinauskonnte, wollte ich mittags, wenn die Tochter des Wärters mit dem Essen kam, die Thür aufstoßen — das Stückerl, an dem der Riegel hing, mußte ja bei einem herzhaften Fußtritt zerbrechen wie ein Streichholz —, dann dem Mädel eine ordentliche Ohrfeige geben, daß sie in meine Zelle flog und ich sie dort einsperren konnte, — und heidi hinaus. Mittags war ja kein männliches Wesen im Hause, wie es in einer Kleinstadt so ist.

Das war aber nicht mal nöthig. Denn als ich mir einen Mittag festgesetzt hatte, brachten ein paar Maurer eine lange Leiter auf den Hof. Sie hatten was am Besingniß auszubessern. Das war für mich wie gefunden. Ich blieb einfach einen Tag länger und lief morgens, wenn wir unsere Zellen reinigten und die Thüren offen standen, hinaus auf den Hof und kletterte auf der Leiter über die Mauer. Ich kann Ihnen jagen: es war keine Kleinigkeit. Die Wärter 'örcht' hinter mir. Die Leiter vom Poth weggeißhen — die Maurer trügküstten gerade — und das lange Ding, an dem Zwei zu schleppen hatten, quer über den Hof. Das Blut spritzte mir aus den Fingern... Rangestellt, rausgestolpert, — da standen die Wärter schon unten. Ich schmiß die Leiter um und nun fünf Meter hinunter. Ich fiel nicht schlecht auf das Ende vom Rücken.



Und dann mit den schmerzenden Knochen durch den meterhohen Schnee, wie im Gebirge nicht anders ist. Zum Mittag wolke ich ins nächste Dorf, um mich im Gasthaus aufzutauen. Gerade bin ich über die blanken Felder am ersten Haus hin, da sehe ich schon den Gendarm, der seine Tour hatte. Ru also zurück über die Felder, wie der Wind. Ich kam in den Wald, ehe der Greifer heran war. Aber den Tag ging ich in kein Dorf. Ich hatte ja zwei Anzüge an — den Sonntagsanzug unter dem Arbeitrock —, aber bei zehn Grad Kälte und nichts im Magen... br! Da merkt man, was der Winter ist. Ich hätte mich auch nirgends sehen lassen können, von wegen meiner Mütze. Das war eine, wie sie die Eisenbahner tragen. Davon hätten mich Alle erkannt. Jedem, dem ich auf der Landstraße begegnete, wick ich aus; ging einfach hinter die Büsche. Und nu mußt' ich auch die Nacht draußen bleiben. Ich war schon im dritten Dorf und sah, wie Alles zu Bett ging, wie alle Häuser finster wurden. Der Mond stand hell und blank wie polirtes Eisen über den Bergen. Der Schnee war hart und fest und knirschte. Eiszapfen fielen von den Dächern. Sie brachen vor Kälte ab und barsten klirrend. Aber ich wagte mich nirgends hinein. Meine goldene Freiheit wollte ich nicht verlieren. Lieber sterben!"

Er schüttelte sich, als erlebe er diese Nacht noch einmal. Dabei hatte er rothe Flecke auf den Backen und fieberte.

„Na, ich stellte mich in eine Ecke und wartete den Morgen ab.

Ganz früh kam ein Bauer, der in seinen Kuhstall ging. Ich folgte ihm. Gehen konnte ich nicht mehr. Meine Beine waren steif. Ich schob mich hin, immer ein Bein ein Stück, dann das andere. Als mich der Bauer sah, kriegte er'n Schreck. Ich dachte gar nicht, daß er mich angeben könnte. Mich zog nur die Wärme an. Ich fragte, ob ich im Stall bleiben dürfte. „Ja, aber wo kommen Sie denn her? Sie waren doch nicht die ganze Nacht draußen?“ Ja. „Und da leben sie noch?“ Ich hörte ihn nicht, warf mich einfach in das warme Stroh. Er brachte mir dann eine heiße Suppe; und als er mal hinausging, vertauschte ich meine Mütze mit einem alten Hut, der oben am Balken hing. Dann konnte ich ungehindert weiter. Und sie kriegten mich auch nicht.

Sie hätten mich nicht festhalten können. Nicht nicht! Dazu hätten sie härter sein müssen. Und so oft sie mich irgendwo einsteckten — immer unter anderem Namen —: ich wußte immer meine Fesseln zu sprengen und meine Freiheit wieder zu gewinnen.“

Er war ganz heiser geworden. Seine Backen glühten. Mit seiner heißen Hand faßte er mein Handgelenk und sagte: „Aber nicht wahr, bei Ihnen habe ich meine Sicherheit? Sie geben mich nicht an? Noch einmal hielt ichs nicht aus hinter den finsternen Mauern!“

Seine sonderbare, mit romantischen Worten und Wendungen durchsetzte Sprache wurde mir bald klar. Er hatte eine besondere Freude an Büchern, die von heroischen, unerschrockenen Menschen berichteten und die auch in solchem wunderlichen Stil geschrieben waren.

Er hielt es übrigens nicht allzu lange in der Anstalt, in dieser freiwilligen Gefangenschaft aus. Als er so lange drin war, daß die dort erhaltenen Zeugnisse einen gewissen Werth hatten, verlangte er seine Entlassung.

Wenn er inzwischen nicht irgend einen — vielleicht gefahrvollen — Beruf

gefunden hat, der seinem Thatendrang, seiner Phantasie zu thun giebt, hat er sicher schon wieder eingebrochen oder wird es nächstens thun . . .

Von ganz anderem Schlag war einer der Küchenfaktoren. Der lief immer mit irrenden Augen herum, blieb stehen, als ob er sich auf Etwas Besinnen müsse, das er vergessen habe, und laute Stets. Er hatte immer einen vollen Mund. Eifrig war er bedacht, sich die Gunst der Frau Inspektorin zu erhalten, um nicht aus der Küche verjagt zu werden. Mit seinem wackeligen Gang, dem kleinen, glatten Schädel, dem grauen, von dünnen, weichen Borstoppeln bestandenen Gesicht sah er aus wie ein immer getrübtes Huhn.

Einmal erwischte ich ihn, wie er aus der Tonne, in die alle Reste der Mahlzeiten aus den Blechschüsseln der Kolonisten geschüttet wurden, sich die Fleischstückchen herausfischte.

„Na, schmeckt's?“ fragte ich.

„Und wie!“ schmahte er . . . „Was ist denn dabei, wenn ich Das esse? Ist doch noch nichts Verdorbenes. Ja, wenns von einem kranken Vieh stammte! Aber so . . . Da hat mal ein Knecht auf einem Gut, wo ich als Stellmacher war, sich eine Hälfte von einer verreckten Kuh in der Nacht ausgegraben. Das war eklig. Denn das Vieh war doch krank gewesen. Aber dies Fleisch hier ist von gesunden Thieren. Wenn man erst mal vier Wochen lang gehungert hat . . . Und Das hab' ich. Als ich keine Arbeit mehr hatte, mußte ich tippeln. Und da ich nicht ansprechen konnte, mußte ich eben fasten. Na, Das hab' ich ja hier nicht nöthig!“ Er schmahte munter und laut drauflos.

Bei der Feldbahn, die den Sand von den Hügeln nach dem Sumpf schaffte, stand ich neben einem alten zitterigen Graukopf. Sein rothes, verbunzenes Gesicht und der struppige, schwarzgraue Bart verdeckten nicht ganz einzelne feinere Züge. Und die schmalen, weißen Handgelenke, die unter seinem zertrauten Kermel zum Vorschein kamen, sagten deutlich, daß er kein grober Handarbeiter gewesen war. Auf meine Frage meinte er, er sei Musiker; er habe es nicht nöthig, im Sommer hier zu bleiben, er verdiene dann schönes Geld. Er brauche auch nicht, wie die Anderen, festzu gehen.

Nach einer Weile stützte er sich auf seinen Spaten und sagte: „Eigentlich bin ich ja Beamter; höherer Steuerbeamter war ich. Aber da machte ich Schulden. Und so was sieht ja die sparame Behörde nicht gern. Na, da mußte ich gehen . . . Ich bin auch so dumm gewesen und habe nicht geheirathet. Habe immer nicht lange Freude an einem Mädel gehabt. Mußte immer bald eine Andere sein. Und da dachte ich: was sollst Du so'n Mädel unglücklich machen? Und nu? Sit' ich selber drin . . . Hätte lieber heirathen sollen . . . Das erzähle ich Ihnen mal später . . . Hier ist nur jetzt Niemand, mit dem man mal vernünftig reden kann. Ja, früher! Da waren noch anständige Leute unter den Kolonisten! Da war ein Professor, ein ehemaliger Rechtsanwalt, ein Offizier: Alles Kolonisten, Alle arbeiteten im Sumpf, Alles verständige Leute. Aber heute kommen ja nur noch gewöhnliche Tagelöhner und Handarbeiter hierher.“

Er schüttelte den Kopf, griff mit seinen zitterigen Händen nach dem Spaten und schien tief betrübt, weil er in der Arbeiterkolonie nicht die vornehme Gesellschaft von früher wiedergefunden hatte.

## Selbstanzeigen.

**Die Grenzwissenschaften der Psychologie.** (Anatomie des Nervensystems. Animale Physiologie. Neuropathologie. Psychopathologie. Entwicklungspsychologie). Leipzig, Verlag der Dürsch'schen Buchhandlung 1902. 7,60 Mark.

Die moderne Psychologie nimmt unter allen Wissenschaften vielleicht die eigenthümlichste Stellung ein. Ihr Gegenstand, die Gesamtheit der psychischen Erlebnisse, bestimmt sie zur Grundlage alles geisteswissenschaftlichen Forschens, setzt sie mit den Geisteswissenschaften in enge Berührung. Ihre Methodik, wie sie seit Weber und Fochner sich entwickelt hat, knüpft sie wiederum fast in jedem ihrer Fortschritte an die Physiologie. Ihre philosophischen Grundfragen schließlich weisen unermüdlich auf das allem Psychischen zugeordnete physische Substrat, das Nervensystem, zurück und damit auf dessen Anatomie und Pathologie hin. So aber kompliziert sich die Möglichkeit eines eindringlichen Studiums der Psychologie auf eine scheinbar hoffnungslose Art, für den medizinisch wie für den geisteswissenschaftlich Vorgebildeten. Mit seinen naturwissenschaftlichen Vorkenntnissen, um die ihn der Geisteswissenschaftler beneidet, bringt der Mediziner eine meist nicht geringe Zahl von entsprechenden Vorurtheilen mit, die ihm den Weg zum fruchtbaren psychologischen Arbeiten versperrten und die dadurch nicht unschädlicher werden, daß er sie selbst für Anzeichen einer besonders freien Denkweise hält. Immerhin vermag er die unentbehrliche Anknüpfung an die Geisteswissenschaften bei gutem Willen stets noch leichter zu finden, als umgekehrt der Geisteswissenschaftler über die naturwissenschaftlichen Fragen, denen er auf Schritt und Tritt begegnet, Aufklärung erlangen kann. Denn ihre ausgiebige Beantwortung ist theils an den anschaulichen akademischen Unterricht gebunden, der vornehmlich in der medizinischen Fakultät die praktischen Bedürfnisse des Arztes in den Vordergrund zu stellen hat, theils in Büchern niedergelegt, die entweder jenen Unterricht voraussetzen oder aber so umfangreich, so spezialistisch gehalten und theuer sind, daß ihr sorgfältiges Studium für den Nichtfachmann eine Unmöglichkeit wird. Auf diese Weise bleibt die psychologische Debatte eine höchst oberflächliche, mit unverdauten Schlagworten durchsetzte; es fehlt, mag man die Dirnanatomen, die Physiologen, die Nervenärzte hier, die Geisteswissenschaftler, besonders die Pädagogen, dort ansehen, überall an der Kenntniß von Thatfachen und an kritischer Ueberlegung, — von den zahlreichen psychologisch interessirten Vätern ganz zu schweigen, die in der Befriedigung ihres Wissensdurstes oft auf die bedencklichsten Quellen, Familienblattaufsätze und Aehnliches, angewiesen sind. Die Betrachtung dieser Sachlage, über die wir Mediziner wie Pädagogen oft genug ihr Bedauern geäußert haben, ließ in mir den Gedanken reifen, einen Leitfaden zu schaffen, der dem Mediziner die Psychologie und ihre Anwendung auf die Sprache und das Völkerverleben in kurzer Darstellung vermittelte, dann aber und hauptsächlich dem Geisteswissenschaftler einen hinreichenden Fonds medizinischer Kenntnisse in die Hände gäbe. Das Ganze sollte ich als die „Grenzwissenschaften“ der Psychologie zusammen. Einleitend habe ich zunächst die Ergebnisse der modernen psychologischen Forschung resumirt. Dann leite ich den Leser zum Nervensystem hinüber, indem ich dessen groben und feinen Bau, die Architektur und die Struktur, schildere; hieran schließt sich die Kritik der

Lokalisationlehre, die Diskussion also der großen Frage nach dem Zusammenhang zwischen Nervencentren und psychischen Vorgängen; mit einem Rückblick auf die Vergangenheit des Nervensystems im Tierreich scheidet ich endlich von der Anatomie. Der folgende Abschnitt erörtert die Probleme der Bewegung, der Sinnesfunktion, vornehmlich deren theoretische Seite — Raum- und Zeitanschauung, Farbenlehren — und besonders eingehend die Nerventhätigkeit. Hierauf folgt der Schritt ins Pathologische. Gegen die beiden Abschnitte „Neuropathologie“ und „Psychopathologie“ werden vielleicht die meisten Einwände erhoben werden, weil ich nicht nur die einzelnen Funktionsstörungen, sondern auch die ganzen Krankheitsbilder schildere. Doch verweise ich darüber auf die Apologie, die ich dem klinischen Forschungsprinzip als dem A und O aller Pathologie im sechsunddreißigsten Kapitel geschrieben habe. Die Therapie fand natürlich nur Erwähnung, so weit sie pathologisch ist, aus dem Wesen der Erkrankung folgt; alle empirische Behandlung blieb außer Betracht. Die Diskussion der klinischen Prinzipien wird, denke ich, meinen Glauben an eine reiche Zukunft der Psychiatrie eben so darthun wie die Darlegung des Problems der neuropathischen Belastung meine Skepsis gegenüber der viel zu sehr theoretisirenden Gegenwart. Im letzten Abschnitt des Buches werden dann die Psychologie der Thiere, des Kindes, der Sprache, der Gemeinschaften behandelt. Vor der ungeheuren Fülle des sozialpsychologischen Stoffes konnte ich das Wagnis der Einseitigkeit nicht überall scheuen; damit man hieraus aber nicht eine mangelhafte Information ableite, glaubte ich, auf eine Darlegung meiner sozialpsychologischen Grundansichten gegenüber den historischen und soziologischen Fragen nicht verzichten zu dürfen. Ich bitte, es also damit zu entschuldigen, wenn ich diesen Ansichten, die ich mir in der Beteiligung an den geschichtstheoretischen Kämpfen unserer Tage gebildet habe, ein eigenes Kapitel widmete. Die Diskussion der beiden höchsten sozialpsychologischen Probleme, des Genies und der Entartung, bei der auch die psychische Eigenart des Weibes berücksichtigt wird, bildet den Abschluß des Ganzen. Pro domo zu sagen habe ich danach nichts mehr, nur im Stillen recht Vieles zu wünschen. Vor allen Dingen: daß mein Buch nach Inhalt und Form der Stellung sich würdig erweisen möge, die ihm durch die Widmung an den Altmeister der Psychologie zugewiesen erscheint. Alle aber, die außerhalb der Schule Wundts stehen, bitte ich, in dieser Widmung keinen Schwur in verba magistri zu erblicken: festhaltend an den in Leipzig vertretenen Grundansichten, habe ich doch alle gegnerischen Meinungen eingehend gewürdigt, wo ihre Bedeutung es zuließ. Mehr Objektivität, denke ich, sollte man von Keinem erwarten, dem man die Eigenschaft der Ehrlichkeit nachrühmen will; und Das zu wollen, bleibt nach meiner Meinung die vornehmste Pflicht, die wir Alle beim Eintritt in die wissenschaftliche Debatte, so weit Persönliches in Frage kommt, zu erfüllen haben.

Heidelberg.

Dr. Willy Hellpach.

Was ist national? Vortrag des Professors Dr. Alfred Kirchhoff. Zum Druck gebracht von Alfred Funke. Gebauer-Schweichles Druckerei und Verlag m. b. H. Halle a. S. Preis 80 Hg.

Selten hat ein Vortrag, der einer rein wissenschaftlichen Frage gewidmet

war, so weite Kreise im politischen Leben gezogen wie der vom Professor Dr. Kirchhoff im hällischen Verein für Erdkunde gehaltene, in dem er die Frage „Was ist national?“ beantwortet. Ich habe ihn zum Druck gebracht, weil mir von vorn herein klar war, daß diese eigenartige Weiterspinnung des bekannten Vortrages von Renan: Qu'est-ce qu'une nation? Erstaunen und Widerspruch wecken würde. Wer Kirchhoff kennt, weiß, daß er vor keiner wissenschaftlichen Konsequenz zurückschreckt, selbst wenn sie die Achillesferse einer Partei empfindlich streift. Schon in der hällischen Versammlung regte sich gegen den Vortragenden ein sanftes Säuseln, das aber, durch die Redaktion der Wälderischen Blätter angefaßt, bald zu einem gewaltigen Sturm wuchs. Kirchhoffs Darstellung vom Wesen einer Nation, die ich mit reichem historischen Material belegen konnte, steht allerdings in schroffem Gegensatz zu den Bestrebungen der Kreise, die einem größeren Deutschland noch ein größeres Haus in Europa wünschen, decken sich aber völlig mit der von Bismarck stets vertretenen Ansicht, daß der geeinten deutschen Nation die Grenzen gebühren, die im Frankfurter Frieden geschaffen sind. Aus Bismarcks Aeußerungen konnte ich Kirchhoffs Theorie belegen.

Halle a. S.

Alfred Junke.



### Der Mensch als Thierrasse und seine Triebe. Beiträge zu Darwin und Nietzsche. Leipzig, Th. Thomas. 3 Mark.

Wenn es keinen persönlichen Gott giebt und wenn der Mensch sich aus dem Thier entwickelt hat, dann ist er selbst eben auch eine Thierrasse, weiter nichts. Dann stehen wir aber vor der Aufgabe, zu erklären, was denn seine sogenannte Vernunft, seine Genialität, sein ästhetisches Empfinden, besonders Kunstwerken gegenüber, was sein Gefühl für Recht und Sittlichkeit und was die ganze menschliche Kultur überhaupt ist. Und ganz natürlich müssen wir erklären, rein aus der gewöhnlichen Thierseele, in der es nichts giebt als einige Triebe und die Fähigkeit, zu denken, die ja wohl jetzt den Thieren überwiegend zugewilligt wird. Das ist der Zweck meines Buches. Aus vier ganz einfachen Trieben leitet es sämtliche Gefühle und das gesammte ästhetische und Sittlichkeitsempfinden her und giebt so auf rein darwinistischen Voraussetzungen eine Grundlage der Aesthetik, der Moral, des Straf- und Civilrechtes. Ich bemühte mich, ganz klar und einfach zu schreiben, und setze beim Leser nichts voraus als die notwendigsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse und gesunden Menschenverstand.

Dr. W. Rheinhard.



### Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1902.

Deutzutage ist ein Jean Paul-Buch ein geringeres Wagniß als meine vor einem Vierteljahrhundert erschienene Schrift „Jean Paul und seine Zeitgenossen“. Damals konnte ich mich zwar auf Friedrich Vischer und Gottfried Keller berufen, doch damit war noch nicht zu erwarten, daß nun auch weitere Kreise sich dem ehemals zum Himmel Erhobenen und dann wieder Vergessenen und Verkannten zuwenden würden. Daß jetzt die Situation eine veränderte ist, davon legen all die Schriften und Aufsätze, die inzwischen dem Dichter des

Siebenkäs und der Flegeljahre gewidmet sind, Zeugniß ab; und so wird denn wohl auch meine Briefausgabe nicht unwillkommen sein. Sie bietet zwar keineswegs nur Ungebrachtes; erstens aber ist schon dieses neue Material wichtig genug, denn es eröffnet uns überraschende Einblicke in Jean Pauls Verhältnis zu seiner Gattin; und zweitens zeigt eine Vergleichung des von mir Mitgetheilten mit dem bereits Gedruckten, daß ich schwerlich zu viel behauptet habe, wenn ich das früher Veröffentlichte geradezu als Unikum bezeichnete. Man weiß wirklich nicht recht, ob man die unfreiwilligen Irrungen oder die absichtlichen Uebersetzungen für ungeheuerlicher erklären soll. Alle, die Jean Paul nur als Thränenfälligen und Sentimentalen kennen, als den Mann, der im Unterschilde von Goethe und Schiller immer wieder auf Gott und Unsterblichkeit hinweist, werden überrascht sein, in seiner einzigen Zeile der Briefe diesen Jean Paul wiederzufinden, dafür aber einen Realismus und eine Diesseitigkeit, eine scharfe Beobachtungsgabe und eine Kunst der Charakteristik, die gerade heutzutage auf fruchtbaren Boden fallen dürften. Auf die Bedeutsamkeit der Briefe aus Weimar für die Goethe- und Schillerliteratur hat früher bereits, in einer Anzeige meiner Jean Paul-Biographie, Max Koch hingewiesen; aus der späteren Zeit bieten zunächst die Briefe aus Berlin, dann die aus der Reiseperiode, also aus Regensburg, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart, Wörschau, Dresden, wichtige Beiträge zur Charakteristik Jean Pauls selbst und der hervorragenden Zeitgenossen.

Professor Dr. Paul Nerlich.



**Ehefrühling.** Drittes und viertes Tausend. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede.

#### Prolog.

In dieser ersten Stadt, darin wir leben,  
Steht licht im Garten unser kleines Haus,  
Aus seinen Fenstern träumt das Glück heraus,  
Und „Qui si sana“ grüßt es aus den Reben.

Dort leben wir, bewußtem Glück ergeben,  
Und donnert draußen wild des Lebens Braus,  
Drin binden wir der Liebe Rosenstrauß,  
Der Düste froh, die kosend uns umschwaben.

Sie waltet dein; kein tragisch Frauenbild,  
Nicht Märchen, Gretchen nicht noch Kriemhild:  
Ein Enkelkind von Windsors lustigen Frauen.  
Sie tollt durchs Haus. Wer hinterdein? Nun, ich!  
„So fang' mich doch!“

— In Versen fang' ich Dich! —

Wenn mirs gelang, so sollt Ihr Wunder schauen!



## Rumänische Finanzen.

Als der Herbst das Laub gelb färbte, trug sich die Diskontogesellschaft bereits mit dem Plan, eine neue Operation an ihrem Schmerzenskinde, der Dortmunder Union, vorzunehmen; erst jetzt aber, da, allzu zögernd, die Frühlingssäfte der Bäume frisches Grün zu umfächeln beginnen, kommt der Plan zur Ausführung. Es ist nicht mehr der selbe Plan wie einst vor dem Mai. Die Fische Wolke von Hansemann, die außer einem dem Aufsichtsrath nahestehenden Konsortium wohl keinen passenden Abnehmer finden konnte, bleibt bei der Dortmunder Union. Man hat plötzlich wieder einmal entdeckt, wie werthvoll dieser Besitz ist. Dafür wird nun aber die Heinrichshütte aus diesem Konglomerat von Fabriken und Werken herausgenommen; sie soll, weil die Diskontogesellschaft neue Mittel braucht, abgestoßen werden. In einem Punkt ähnelt allerdings der alte dem neuen Plan. Geld bekommt durch ihn nur die Diskontogesellschaft, während die Dortmunder Union nach wie vor auf die hohen Zinsen des Bankierkontos angewiesen bleibt. Die Einzelheiten der Sanirung sind in der Tagespresse besprochen worden; die Kritik war, wenn man von den offiziellen Börsenblättern absieht, für die Diskontogesellschaft geradezu vernichtend: fast einstimmig wurden die Finanzpläne abgelehnt. Trotzdem wird natürlich am neunten Juni in der Generalversammlung die Diskontogesellschaft mit eigenen und geborgten Aktien über die schreiende Minorität siegen. Die für unsere Verhältnisse schon recht energische Tonart der Presse ist aber nur ein schwacher Widerhall der Wuth, die sich in Börsensälen und Bankierbureau gegen die Diskontogesellschaft regt. Börsenleute sind meist gern bereit, Finanzsünden zu vergeben. Der Diskontogesellschaft wird auch nicht etwa die Ursünde, die Gründung der Dortmunder Union, nachgetragen, sondern man wirft ihr vor, daß sie immer wieder neue Experimente gemacht hat, um sich aus der Patsche zu retten, in die sie gerathen war, weil sie der Union Kreskredite bewilligt hatte. Anfangs hatte man ihr, an deren bona fides man glaubte, mehr als einmal mildernde Umstände zugebilligt. Nachgerade aber mußte sie gelernt haben, daß auf dem bisher beschrittenen Wege eine dauernde Befundung nicht zu erreichen war. Bei den letzten Sanirungsversuchen konnte von gutem Glauben nicht mehr die Rede sein; und ganz undenkbar ist besonders, daß Herr von Hansemann mit dem neuesten Vorschlag der Dortmunder Union helfen zu können hofft. Darüber ist die Börse wüthend. Man rechnet der Diskontogesellschaft nach, ein wie großer Theil ihrer bisherigen Dividende durch alle möglichen Gewinne an der Dortmunder Union verdient worden ist und wie während der selben Zeit die Aktionäre der Union ihren Besitz entwerthet sahen. Die Börsianer zweiten und dritten Ranges behaupten nicht ohne Grund, ein armer Teufel von kleinem Bankier, der auch nur annähernd ähnlich gehandelt hätte wie die stolze Großbank, dürfte schon längst nicht mehr den Börsensaal betreten. Auch hier trifft eben das Wort zu, das der englische Arbeiterführer Keir Hardie jüngst im Unterhaus sprach: „Gewiß giebt es für Krone und Reiche nur ein Gesetz, — aber zwei Auslegungen.“

Gerade jetzt ist es interessant, sich mit dem Schicksal der Dortmunder Union zu beschäftigen, weil Herr von Hansemann in nicht allzu ferne Zeit mit einer anderen Angelegenheit an das deutsche Publikum herantreten wird. Es

handelt sich da um die zweite Unheilsaat, die die Diskontogesellschaft, wie immer noch erstes Bankhaus, in die Erde gesenkt hat: um die rumänische Anleihe. Von allen fremden Renten sind die rumänischen unter den deutschen Kapitalisten am Meisten verbreitet, merkwürdiger Weise auch am Höchsten geachtet. Die Frage, welcher Betrag von den jeweiligen Emissionen auch wirklich in die rumänische Staatskasse geflossen ist, kann öffentlich nur gestellt, nicht beantwortet werden. Sicher ist aber, daß die deutschen Abnehmer dieser Anleihen Kurse bezogen haben, wie nur eine fest fundirte Großmacht ersten Ranges sie fordern darf. Das war dem Patronat der Rothschildgruppe zu danken, die seit dem Bau der mit dem Namen Stroussberg eng verknüpften rumänischen Eisenbahnen in intimer Geschäftsfreundschaft mit dem Lande lebt, dessen Volk und Regierung den Juden nur als Geldgebern die Gleichberechtigung zuerkennt. Schon mit den rumänischen Eisenbahnen hatte die Diskontogesellschaft recht schlechte Erfahrungen gemacht. In ihrem Geschäftsbericht über das Jahr 1872 las man: „Im Interesse des den ursprünglichen KonzeSSIONÄREN der rumänischen Bahn anvertrauten deutschen Kapitals unterzogen wir uns zusammen mit dem Hause Bleichröder der schwierigen Aufgabe, dieses gefährdete Unternehmen zu reorganisiren. Das gelang insbesondere durch Unterstützung der Oesterreichisch-Französischen Staatseisenbahngesellschaft, die die weitere Bauausführung, die Verwaltung und den Betrieb der Bahnen übernahm, so daß wir auf Grund geordneter Verhältnisse und eines gesicherten Bestandes des Unternehmens der Emission der Stammprioritätsaktien der Rumänischen Eisenbahngesellschaft unsere Mitwirkung leihen konnten.“ Damals hatte Herr Stroussberg, wie später erst bekannt wurde, einen Vorstoß von 6 Millionen erhalten, zu dessen Sicherstellung er seine sämmtlichen Güter in Preußen, städtische Grundstücke in Berlin und Wien und eine Standesherrschaft in Polen verpfändet hatte. Als er in Konkurs gerathen war, ruhte ein Verlust von über 600000 Mark auf dieser Transaktion. Diese anfangs höchst zweifelhafte Situation Rumäniens, das in dem Eisenbahntaumel der siebenziger Jahre größtensinnig, wie damals alle halb kultivirten Staaten, den Bau der Bahnen um jeden Preis förderte, obwohl kein auch nur annähernd ausreichender Verdienst zu erzielen war, wurde nur allzu bald vergessen. Beim Beginn der achtziger Jahre trat die Diskontogesellschaft mit dem rumänischen Staat, der die Eisenbahn übernommen hatte, direkt in Verbindung; und in den ersten acht Jahren dieses jungen Verkehrs wurden 436 Millionen Francs fünfprozentiger Anleihen in die Welt gesetzt. 1889 folgte eine Emission von 82 Millionen Francs vierprozentiger Rente. 1890 wurden die sechsprozentigen Eisenbahnobligationen konvertirt; abermals mußten 274 Millionen Francs vierprozentiger Rente geschaffen werden. Bis zum Jahr 1898 folgten verschiedene Emissionen im Gesamtbetrage von 566 Millionen Francs. Und endlich wurde das Gebäude gekrönt durch 175 Millionen fünfprozentiger, 1904 rückzahlbarer Schatzanweisungen, die 1899 das Licht der Welt erblickten. So hat Rumänien eine Schuldenlast gehäuft, mit der sich jede Großmacht der Erde sehen lassen könnte.

Aber das rumänische Pumpbedürfniß ist noch nicht gestillt; im Gegentheil: schon die nächste Zeit wird wieder beträchtliche Forderungen bringen. Zunächst wird es nöthig sein, die eben erwähnten 175 Millionen Schatzanweisungen zurückzuzahlen; außerdem rechnen Sachkundige, daß rund 25 Millionen für Ver-



schüsse in Anspruch genommen worden sind. Denn Rumänien mußte sich bei der Aufnahme der letzten Schapanweisungen verpflichten, vor Rückzahlung dieser schwebenden Schuld keine weiteren Anleihen aufzunehmen. Nun ist aber eine Rückzahlung der Schatzscheine und der Vorschüsse aus eigenen Mitteln völlig ausgeschlossen und man nimmt deshalb an, daß Rumänien genötigt sein wird, mindestens 200 Millionen Francs durch Ausgabe neuer Anleihen flüssig zu machen. Da ist es denn doppelt wichtig, einmal die Grundlagen der Legende zu prüfen, die unserer Kapitalistenwelt Rumänien als ein Land schildert, dem man solehtühlig große Summen anvertrauen könne. Die Behauptung interessierter Finanzfirmen, vorläufig sei an neue Emissionen nicht zu denken, darf uns von solcher Prüfung nicht zurückhalten.

Eine unparteiische Darstellung der rumänischen Finanzverhältnisse ist freilich nicht leicht zu geben. Wer nur die Berichte der Agence Roumaine oder die von der Diskontogesellschaft inspirierten Artikel in den Börsenzeitungen liest, Der muß wirklich glauben, um Rumänien sei es mindestens viel besser als um alle übrigen Balkanstaaten bestellt. Dieser Eindruck ist namentlich in Deutschland leicht zu schaffen, wo man gewöhnlich nur daran denkt, daß auf dem rumänischen Thron ein Hohenzollern sitzt und daß König Karls Gemahlin nette Gedichte macht. Diese unklaren Gefühlswägungen sind aber nutzlos; und deshalb müssen wir uns freuen, wenn ein auf dem Boden der Thatsachen Stehender mit fester Hand den Rumänen wahre Lage verhältnißmäßig zerreißt. Das geschieht in der soeben erschienenen Broschüre „Die rumänischen Finanzen; Zahlen und Thatsachen für die Besitzer rumänischer Papiere.“ Trotz der Anonymität scheint die Schrift des Vertrauens würdig; und aus dem ehrenwerthen Namen des Mannes, der sie mir schickte, darf ich wohl den Schluß ziehen, daß seiner Finanzclique mächtiges Wort bei der Abfassung mitgesprochen hat.

1869, drei Jahre nachdem unter Karls Szepter die Fürstenthümer Moldau und Walachei geeint worden waren, umfaßte das Budget, ohne Defizit, den geringen Betrag von 35½ Millionen Francs. Die Ausgaben des Budgets für 1900/1901 belaufen sich auf rund 238 Millionen Francs. Aber weder der Umfang des Etats noch die Höhe der Staatsschulden, die im Ganzen jetzt rund 1¼ Milliarden Francs oder auf den Kopf der Bevölkerung 239 Francs betragen, giebt uns den richtigen Maßstab für die Beurtheilung der Finanzkraft des Landes. Entscheidend ist die Antwort auf die Frage, zu welchen wirtschaftlichen Zwecken die Schulden gemacht worden sind. Da lehrt die Durchforschung des Budgets nun zunächst die traurige Thatsache, daß 39 Prozent der gesamten Einnahmen nur zur Verzinsung der Schulden aufgebracht werden müssen. Von dem Erlös der Anleihen sind allein etwa 937 Millionen Francs für öffentliche Arbeiten, Eisenbahnen, Bauten u. s. w., 266 Millionen für militärische und 94 Millionen für diverse, nicht sicher bezeichnete Zwecke verwandt worden. Auf den dunkelsten Punkt stoßen wir, wenn wir lesen, daß 169 Millionen zur Deckung der Fehlbeträge verbraucht werden mußten. Die Defizitwirtschaft ist in Rumänien chronisch geworden. In den dreizehn Jahren von 1888 bis 1901 war ein Fehlbetrag von insgesammt 35,8 Millionen Francs zu verzeichnen.

Die rumänischen Eisenbahnen bringen nicht etwa die Zinsen für die zu ihrem Bau aufgenommenen Anleihen ein: einstweilen ist ein jährlicher Zuschuß

von 8 $\frac{1}{4}$  Millionen nöthig. Dabei ist noch zu bedenken, daß die rumänische Finanzverwaltung durchaus nicht so geordnet ist, wie man sie in officiösen Berichten zu schildern pflegt. Die Voranschläge sind von so lähnem Optimismus diktiert, daß die Ergebnisse recht erhebliche Fehlbeträge zeigen. Fast muß man an absichtliche Täuschung glauben, wenn man liest, was der frühere Finanzminister Take Jonesco in einer Rechtfertigungsschrift Sturdza und dessen Finanzminister Carp nachsagt. Neben anderen Verfehlungen wirft er ihnen vor, sie hätten für zwei Eisenbahnlinien Millionen ausgegeben, die von den Kammern gar nicht bewilligt waren. Take Jonesco behauptet, in allen rumänischen Budgets — natürlich nimmt er das von ihm selbst aufgestellte aus — seien Verschleierungen so häufig, daß der Ausländer kaum jemals im Stande ist, die Lage zu überblicken. Die Brochure stellt, im Anschluß an den officiellen Bericht des Finanzministers Hilipescu, fest: ein günstiges Einnahmeverultat sei in einem der früheren Staatsjahre nur dadurch möglich geworden, daß die Reserdefonds der Eisenbahnen aufgelöst und die Militärtransporte einfach nicht bezahlt wurden. Das sagt der Finanzminister selbst. Solche Manipulationen scheint man in Rumänien also nicht für betrügerisch zu halten.

Ferner ist zu bedenken, daß Rumänien ein in erster Linie auf den Getreideexport angewiesener Agrarstaat ist. Die Brochure lehrt uns die schlimme Wirkung schlechter Ernten erkennen. Die österreichischen Konsuln in Jassy und Bukarest berichten einstimmig, daß mehrere gute Ernten nöthig sind, um den Ausfall einer einzigen schlechten Ernte zu decken. Dabei ist es um die landwirthschaftlichen Verhältnisse Rumäniens sehr übel bestellt. In den deutschen Konsulatsberichten vom Jahr 1901 wird mitgetheilt, daß in Rumänien der Zinsfuß für private Hypotheken zwischen 8 und 18 Prozent schwankt, manchmal aber bis auf 36 Prozent steigt. Die Großgrundbesitzer müssen bei den Bankiers gewöhnlich 24 Prozent zahlen. Die rumänischen Regierungen — oder, besser gesagt, die rumänischen Parteien — suchen die Bevölkerung über die wahre Lage zu täuschen. Die zum Theil sehr hohen Aufwendungen für öffentliche Bauten schaffen für kurze Zeit immer wieder künstlich unter den Handwerkern des Landes einen Wohlstand, der falsche Schlüsse auf die wirthschaftliche Situation der Gesamtheit begünstigt.

Die finanzielle und wirthschaftliche Lage Rumäniens ist also, wenn man sie nicht in verklärendem Märchenlicht sieht, sehr ernst und rechtfertigt durchaus nicht den hohen Kursstand der Anleihen. Die Hoffnung der privaten Staatsgläubiger klammert sich hauptsächlich an die Erwägung, daß die Banken, um nicht starke Verluste zu erleiden, neues Geld hineinstecken müssen. Die Banken aber sollten, wenn sie den deutschen Kapitalmarkt abermals in Anspruch nehmen wollen, wenigstens dafür sorgen, daß Rumänien nicht durch die Verjagung jüdischer Handwerker, Landwirthe, Kaufleute, die das thätigste Element des Landes bilden, den Rest seiner wirthschaftlichen Kraft zerstört. Eine so unsinnige Fremdenpolitik, die übrigens auch den internationalen Verträgen nicht minder als dem Gebot der Humanität widerspricht, muß auf die Dauer das Land ruiniren und sollte deshalb auch für die pumpenden Banken keine quantitativ négligeable sein. Die Diskontogesellschaft wird vor der nächsten Emission unabweislich zu erklären haben, was sie nach dieser Richtung versucht und erreicht hat. Plutus.

## Notizbuch.

Herr Professor Dr. Gustav Schmoller lehrt an der Berliner Universität Nationalökonomie. Er findet, mit Recht, es sei unklug, gerade über die Vorgänge zu schweigen, die für die Erhaltung, Stärkung oder Schwächung der lebendigen Kräfte deutscher Volkswirtschaft besonders wichtig und mehr als Abstraktionen und Rückblicke auf Gewordenes geeignet sind, den Sinn junger Hörer zu fesseln. So spricht er eines Tages auch über den von den Verbündeten Regierungen dem Reichstag vorgelegten Entwurf eines neuen Zolltarifes. Die Studenten, neben denen wohl mancher nicht der akademischen Bürgerschaft Angehörige sitzt, spitzen das Ohr; was mag über den Gegenstand, der seit Monaten täglich in den Zeitungen behandelt wird, der berühmte Redner zu sagen haben? Der Kampf, so ungefähr spricht der Professor, sei einstweilen noch nicht allzu ernst zu nehmen; die einzelnen Zollsätze des Tarifes seien ziemlich gleichgiltig, da sie in den internationalen Verhandlungen zum großen Theil doch geändert werden würden, und deshalb solle man das Urtheil vertagen, bis die in neuen Handelsverträgen erreichten Zollsätze bekannt seien. Das hatten vernünftige Leute längst gedacht oder ausgesprochen, ehe Herr Professor Schmoller das Wort nahm. Im vorigen Jahr schon und seitdem recht oft wurde hier gesagt, die Parteien sollten, statt ziellos die Kraft zu verzetteln, den Regirenden ruhig die Möglichkeit lassen, mit ihrem Zolltarif in die Fremde zu ziehen, und die Kritik bis zur Vorlegung der Handelsverträge sparen, deren Annahme ja vom Logum des Reichstages abhängt. Ein Student behauptet nun, der Professor habe sich im Kolleg auf die Worte preussischer Minister berufen, die ihm gesagt hätten, auch sie hätten nicht daran, den Entwurf so, wie er dem Reichstag vorliege, zum Gesetz zu machen. Das haben Minister und Staatssekretäre, so weit ihre Auffassung von Handelsdiplomatenpflichten es gestattete, mehr als einmal angedeutet und selbst erwachsene Schulknaben wissen nachgerade schon, daß der Entwurf einen Handelskampsarif liefern, Konzessionen und Kompensationen ermöglichen, unter keinen Umständen aber unverändert Gesetz werden soll. Dem Studenten schien die Mittheilung dennoch wichtig; er machte eine Notiz daraus, die er an Berliner Zeitungen schickte. Auf den Antrag des Professors schritt die Staatsanwaltschaft ein, die Anklage wurde erhoben und der ertappte Student vom Berliner Landgericht zu zweihundert Mark Geldstrafe oder vierzig Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er sich gegen den Paragraphen 38 des Urheberrechtsgesetzes vom neunzehnten Juni 1901 vergangen habe. Von diesem Paragraphen wird bedroht: „wer im anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen vorsätzlich ohne Einwilligung des Berechtigten ein Werk vervielfältigt oder gewerbmäßig verbreitet.“ In der Begründung des Gesetzes ist ausdrücklich gesagt, nur „der öffentliche Vortrag als solcher“ solle geschützt sein; „Mittheilungen, die lediglich den Inhalt der Rede berichten“ — auch einer vom Urheberrechtsgesetz der freien Wiedergabe entzogenen Rede — sollen, „wie bisher, zulässig bleiben“. Die von dem Studenten verbreitete Notiz war kurz und Herr Professor Schmoller nannte sie als Zeuge „eine ganz unzureichende und vielfach mißverständliche Wiedergabe eines etwa einstündigen Vortrages.“ Der Mißthäter soll also erstens Unwahres veröffentlicht und zweitens durch diese Veröffentlichung das Urheberrecht des Professors verletzt haben. Der Bericht über den Vortrag war falsch; er giebt nicht wieder, was der Professor gesagt hat, ist aber strafbar, weil er ohne Einwilligung des Berechtigten das „Werk“ des

Professors „gewerbmäßig verbreitet“. Wenn dieses Urtheil, eins der merkwürdigsten aus der an seltsamen Sentenzen reichen Spruchpraxis des berliner Landgerichtes, in Leipzig bestätigt wird, werden die Folgen solches Präjudikates nicht ausbleiben. Auch auf dem Gebiete der Politik können sie sichtbar werden, wo heute die Redneri ja einen breiten Raum einnimmt; Beispiele kann Jeder selbst leicht erfinden. Mehr aber als die kriminalistische ist die menschliche Seite der Sache beachtet und fast einstimmig ist das Vorgehen des Professors hart getadelt worden. Der Student hat taktlos gehandelt. Vielleicht wollte er sich wichtig machen, vielleicht versprach er sich von seiner Noth politische Wirkung, vielleicht trieb ihn nur der Wunsch, durch Reportage ein paar Mark zu verdienen und früh Händen anzuknüpfen, die ihn später in den Pressebetrieb führen könnten. Einerlei. Der Professor konnte ihn kommen lassen, die Verfehlung streng rügen, ihn, wenn ers für nöthig hielt, der Disziplinarbehörde anzeigen. Das war Herrn Professor Schmoller noch nicht genug. Er rief die akademische Gerichtsbarkeit und die Staatsanwaltschaft an und hat nun durchgesetzt, daß ein junger Mensch „vorbestraft“, vor dem Auge der Korrekten bemakelt, wahrscheinlich in seiner Laufbahn gehemmt ist. Ein junger Mensch, der schließlich nichts Böses gethan, der nur, aus Leichtfinn oder aus Noth, die Anstandspflicht verlegt und den Lehrer vor der Hauptverhandlung und noch einmal in öffentlicher Gerichtsitzung um Verzeihung gebeten hat. Daß die Indiskretion den Professor ärgern, ihn vor den befremdeten Ministern „kompromittiren“ konnte, ist klar; ernstlich geschädigt aber war er nicht. Die Zeitungen mußten seine Verächtigung aufnehmen und den Exzellenzen mußte das Wort des vierundsechzigjährigen berühmten Gelehrten mehr gelten als die Aussage eines reportirenden Schülers. Sind die wirthschaftlichen Zusammenhänge, die einen darhenden Studenten nach mühelosem Nebenverdienst auslugen lassen, von einem Lehrer der Nationalökonomie so schwer zu durchschauen? Und kann ein Mann, der zu den evangelisch-sozial Empfindenden gehören will, sich nicht der herrschenden Mitleidlosigkeit entziehen, deren Sehnsucht nach Talion unerfülllich, durch die härteste Strafe kaum zu stillen ist? Herr Schmoller soll sich bereit erklärt haben, die Geldstrafe für den Verurtheilten zu zahlen. Sehr schön; doch damit sind nicht alle Folgen seines Strafantrages aus der Welt geschafft. Die Studenten sind in Preußen zu gut diszipliniert, zu fest in stramme Militärsitte gewöhnt, als daß sie an einen Boykott dächten; in einer Fabrik, wo einem Genossen so mitgespielt worden wäre, würde die Arbeit wahrscheinlich niedergelegt. Den Professoren, von denen mancher Schmollers Schritt mißbilligt, rath wohl kollegiale Rücksicht, über den Vorgang zu schweigen. Für Schmoller ist bisher nur Herr Professor Stummel eingetreten, der in einem an die Vossische Zeitung gerichteten Brief mit beinahe leidenschaftlichem Eifer die Nothwendigkeit betont, die „akademische Vertraulichkeit“ zu wahren. Die Gründe, die er anführt, sind nicht sehr gewichtig und könnten von jedem anderen Redner, der in nicht öffentlicher Versammlung spricht, mit dem selben Recht geltend gemacht werden. Wer sich je zu solcher Leistung hergab, liest in den Zeitungberichten nachher fast immer Sätze, die er entweder gar nicht gesprochen hat oder deren Sinn durch die Lösung aus dem Zusammenhang entstellt ist. Professoren sind nicht Professoren, sondern, so hofft man noch heute, mutige Bekenner, die sich nicht scheuen, auch mit einem gewagten, auf Hypothesen, nicht auf Resultate gestützten Satz in die Oeffentlichkeit zu treten. Sie können nicht so naiv sein, zu glauben, was sie vor zwanzig oder vor hundert jugendlich hitzigen Doktern sagen, bleibe verborgen; und eine geflüsterte

Fälschung ist gefährlicher als eine gedruckte, gegen die man sich wehren kann. Herr Professor Schmoller ist ein Meister der deskriptiven Volkswirtschaftslehre und ein mächtiger Hochschuldiplomate, der für seine zuverlässigen, in verba magistri schwörenden Schüler so gärtlich sorgt wie seit Scherers, des ihm im Wesen verwandten Taktikers, Lobe kein anderer Professor; er sollte zeigen, daß er auch der humanen Pflicht eingedenk ist, die der Lehrer im Verkehr mit jungen Schülern nie vergessen darf.

Herr Landrichter a. D. Ernst Mumm, Assistent an der hannoverschen Handelskammer, erbittet die Aufnahme der folgenden Erwiderung:

„Im Archiv für bürgerliches Recht‘ und in der Zukunft‘ versuchte ich neulich nachzuweisen, daß die seit einigen Jahren laut geforderte, im Reichstag einstimmig befürwortete Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte weder nothwendig noch auch nur wünschenswerth sei. Während meine Darstellungen von vielen einsichtigen Männern gebilligt wurden, hat Plutus sie hier heftig bekämpft. Die Entscheidung darüber, ob es ihm geglückt ist, mich zu widerlegen, überlasse ich getrost den Lesern. Mich haben seine Einwendungen nicht eines Anderen belehrt und ich würde auch nicht für erforderlich halten, auf sie zurückzukommen, wenn mir hierzu nicht einige Bemerkungen den Anlaß gäben, die meine Darlegungen als oberflächlich und thöricht hinzustellen bemüht sind. Ueber die — im Grunde nebensächliche — Bemängelung meines Ausdrucks, es sei bedauerlich, daß das Prinzip der ordentlichen Gerichtsbarkeit abermals durchbrochen werden solle, brauche ich kein Wort zu verlieren. Zur Sache kann ich nur nachdrücklich betonen, daß ich in der Schaffung kaufmännischer Ausnahmegerichte eine — um ihrer Konsequenzen willen — höchst bedenkenswerthe Abweichung von dem gerechten Grundsatze erblicke, nach dem Jeder vor dem ordentlichen Richter sein Recht zu suchen hat. So ist gar nicht einzusehen, warum die Anhänger kaufmännischer Schiedsgerichte bei dem Verlangen nach diesen Sondergerichten Halt machen und nicht, wie es Agiter und Genossen konsequenter Weise thun, auch Ausnahmegerichte für die Streitigkeiten zwischen Gesinde und Herrschaft, überhaupt für alle Streitigkeiten fordern, die aus irgend einem Lohn-, Arbeit- oder Dienstverhältniß entstehen. Die Gründe, die Plutus und die anderen Freunde kaufmännischer Schiedsgerichte ins Feld führen, lassen sich genau so gut zur Rechtfertigung aller nur möglichen Sonderschiedsgerichte anführen. Gerade dieser Umstand aber weist mit Sicherheit darauf hin, daß jenen Gründen in Wahrheit die Beweiskraft für die Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte fehlt, daß sie nur insofern Beachtung verdienen, als darin die Mängel des heutigen Prozeßverfahrens überhaupt gerügt werden. Dann hält mir Plutus vor, ich suche die bitter ernste Frage dadurch ins Lächerliche zu ziehen, daß ich den Ruf nach kaufmännischen Schiedsgerichten als eine Modesache bezeichne. Ich erwidere, daß ich auf Grund recht genauer Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse und auf Grund eingehenden Studiums der ganzen Bewegung das Gesagte nach kaufmännischen Schiedsgerichten in der That für blinden Vörm halte. Ich habe die feste Ueberzeugung erlangt, daß in den Kreisen der kaufmännischen Angestellten ein ernstliches Bedürfniß nach Sondergerichten nicht besteht, daß vielmehr einige Duzende oder Hunderte von Agitatoren für eine Einrichtung Propaganda machen, die Hunderttausenden ihrer Standesgenossen herzlich gleichgiltig ist. Schließlich meint Plutus, mein Haupttrumpf sei, daß bei den bestehenden Schiedsgerichten in Hannover u. s. w. nur wenige oder gar keine Verfahren anhängig gemacht worden seien. Zugleich er-

hebt er den Vorwurf, ich scheine von der Einrichtung dieser Schiedsgerichte nichts zu wissen. Dieser Vorwurf hätte mir süglich erspart bleiben können. Läßt doch schon der Name der an verschiedenen Orten eingeführten fakultativen Schiedsgerichte über ihren Charakter keinen Zweifel zu. Die Beschäftigungslosigkeit dieser fakultativen Gerichte ist im Uebrigen ganz und gar nicht mein höchster Trumpf. Nur beiläufig wird sie erwähnt neben der viel wichtigeren, den Anhängern der Schiedsgerichte etwas unbequemen Thatsache, daß die zur Austragung gelangenden Rechtsstreitigkeiten aus dem kaufmännischen Dienstvertrag — von dem ganz großen Städten abgesehen — seltene Ausnahmefälle bilden. \*

Der Maler Leo Freiherr von König schreibt mir:

„Führer durch die berliner Kunstausstellungen: so heißt ein kleines Heftchen, das mir aus meiner Zeitung, dem Berliner Tageblatt, entgegenfiel. Ah! dachte ich: eine kleine Ersparniß für die Abonnenten, gleich dem Kalender oder den kleinen Eisenbahnfahrplänen, die das Blatt seinen Lesern in freundlicher Absicht zu schenken pflegt. Eine Mark fünfzig ist für einen Katalog viel Geld; dafür kann man schon bei Kempinski frühstücken, meinte neulich ein Verwandter vom Lande. Hier, vermuthete ich, würde er das billige Exemplar, ein Surrogat, die markantesten Bilder, wie im Budeker, mit Sternchen versehen, finden. Ich hatte falsch vermuthet. Das Heftchen bringt eine gebundene Kritik der beiden Ausstellungen. Nun weiß ich wohl, daß wir Künstler, wie Jeder, der mit Werken oder Schausstellungen an die Oeffentlichkeit tritt, der Kritik Verusener und Unberusener ausgesetzt sind. Es liegt mir daher auch gänzlich fern, Etwas über den Inhalt der Brochure zu sagen; nur über den Weg, den diese Kritik einschlägt, möchte ich sprechen. Das Wort ‚Führer‘ und die beigefügten Pläne der Ausstellungen zeigen den Wunsch des Autors, der jeweilige Besucher des Heftes möge, mit ihm bewaffnet, seinen Rundgang durch die Säle antreten. Dieser Besucher also wird an jedes Bild mit einer vorgefaßten Meinung, mit der des ‚Führers‘, herangehen; denn unendlich groß ist ja die Zahl Derer, für die jedes gedruckte Wort ein Evangelium ist. Durch diese Art der Führung wird dem Publikum jegliches Nachdenken erspart und so dem Kunstwerk ein großer Theil seines erzieherischen Werthes genommen. Der Mensch wird niemals aus Büchern Kunst begreifen lernen. Kunst ist keine Wissenschaft, Kunst will empfunden sein; und Der nur, der sich selbst zu den Anschauungen und Absichten eines Künstlers durchgerungen hat, wird dessen Werk wirklich genießen haben. Der neueste ‚Führer‘ nimmt dem Künstler jede Aussicht, auf einen unbefangenen, naiven Beschauer wirken zu können. Man stelle sich vor, daß die Bücher unserer Schriftsteller mit Randbemerkungen eines Kritikers erschienen oder daß uns vor jedem Akt eines neuen Theaterstückes ein Vortrag über dessen Vorzüge und Mängel gehalten würde. Nein: vor dem Kunstwerk hat die Kritik zu schweigen und erst zu Dem zu sprechen, der das Werk schon in sich aufgenommen hat. Ich habe nichts dagegen, daß Herr X. am nächsten Morgen in seiner Zeitung liest, meine Bilder seien gut oder schlecht; aber vor den Bildern wünsche ich ihn unbeeinflusst; und ich glaube, daß sich diesem Wunsch meine Kollegen aus beiden Häusern anschließen werden.“

„In den preussischen Ostmarken sollen nicht mehr die Polen chikanirt, sondern die Deutschen wirtschaftlich gestärkt werden. Dieser Weg ist hier seit Jahren oft empfohlen worden betreten aber sollte ihn nur ein Weiduldiger, der entschlossen ist,

nicht an der nächsten Ecke schon in einen breiteren Seitenpfad abzubiegen. Mit dem alten Apparat einer Verwaltung, die auch den stärksten Willen lähmt, ist nichts zu erreichen; eine halbe Milliarde und die ganze Lebensarbeit eines schäpferischen Staatsmannes wird nötig sein, um auch nur den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Graf Bälou, der mit rühmendwerthem Eifer sich den jähen Stoff angeeignet und eingesetzt hat, daß es sich dabei um die wichtigste Frage der deutschen Zukunft handelt, kann nicht glauben, solches Riesenwerk sei im Nebenamt zu vollbringen. Der Entschluß zu innerer Kolonialpolitik größten Stils — und jede andere wäre nutzlose Spielerei — muß organisch mit der Summe des Wollens zusammenhängen, das in der Gestaltung neuer Möglichkeiten und Notwendigkeiten fühlbar werden soll. Dieser Zusammenhang aber ist noch nicht zu erkennen.\* Auch heute noch nicht, obwohl vier Monate vergangen sind, seit die angeführten Sätze in der „Zukunft“ zu lesen waren. Eine Viertelmilliarde aber hat die preussische Regierung vom Landtag verlangt; 150 Millionen, um die Ansiedlung deutscher Bauern in den Ostmarken schneller und wirksamer als bisher durchzuführen, und 100 Millionen, um Güter und Grundstücke für den Domänenfiskus ankaufen zu können. Der erste Schritt ist also gethan; ob er ans Ziel führen kann, wird später zu prüfen sein. Einstweilen wollen wir uns der allzu seltenen Gelegenheit freuen, die preussische Regierung loben zu dürfen, und wünschen, sie möge, so lange es Zeit ist, einsehen lernen, daß auch im deutschen Osten der Kolonialpolitik Erfolg nur beschieden sein wird, wenn ihr, statt der Bureaukraten, Kaufleute die Wege weisen. Daß die Provinzen Westpreußen und Posen mit einer Viertelmillion gedüngt werden, ist sicher gut; nun soll man sie verwalten, als gehörten sie einer großen, soliden Bank, der nur eine praktische und kraftvolle Kulturpolitik das hereingesteckte Geld hoch verzinsen kann.

\*  
 Hochambeau, dem Grafen und Marschall von Brantreich, der von Ludwig dem Sechzehnten 1780 als Führer des französischen Kontingentes übers Meer geschickt wurde und bei Yorktown, im Bunde mit Washington, das englische Heer zur Kapitulation zwang, ist von der Regierung der Vereinigten Staaten auf dem Lafayette-Square der Hauptstadt ein Denkmal gesetzt worden. Der kluge Stratege, der vorher im Siebenjährigen Krieg gefochten und den nachher der neunte Thermidor vor dem Haß der Schreckensmänner gerettet hatte, war lange vergessen; der Ruhm des Sprudelkopfes Lafayette hatte die Erinnerung an den kühlen Schweiger überstrahlt, der für Nordamerika doch viel mehr that als der hitzige Schwärmer. Jetzt ist diese Erinnerung wieder aufgestrichelt und das Denkmal mit allem in einer Republik möglichen Glanz enthüllt worden. Herr Roosevelt hat sich bemüht, den Franzosen, deren höchste Repräsentanten zum Fest geladen waren, zu zeigen, daß man dankbar der von ihnen im Kampf gegen England geleisteten Hilfe gedenkt. Auch der Ragdeburger Steuben, der 1777, auf das Drängen von Beaumarchais und Saint-Germain, den badischen Kriegsdienst verließ, nach Amerika ging, Generalinspekteur der Armee und Generalstabsober Washingtons wurde, soll ein Denkmal bekommen; nicht als Deutscher, aber als tüchtiger, bald völlig amerikanisierter Helfer im Kampf um die Freiheit. Dieses Denkmal, sagen die Yankees, soll daran erinnern, daß zwar einzelne Deutsche damals übers Wasser kamen, Preußen aber, der Staat Friedrichs, den kämpfenden Amerikanern keinerlei Hilfe brachte. Deshalb paßt ihnen das vom Deutschen Kaiser angebotene Geschenk auch nicht; sie möchten den Alten Freien nicht in Stein oder Bronze vor dem Kapitol setzen. Schon ist im Repräsentantenhaus

beantragt worden, die Regierung solle das Geschenk ablehnen und erklären, für Züchtendkmale sei in dem Gebiet der Vereinigten Staaten kein Platz; und selbst in deutsch-amerikanischen Blättern wird das Geschenk eine unbequeme Gabe genannt, die besser gespart worden wäre. Die Großkapitalisten, die den Kaiser nicht kränken möchten, haben vorgeschlagen, der Stadt Berlin einen bronzenen Washington zu schenken, der in der Monarchenresidenz für den republikanischen Gedanken zeugen solle; auch die Römer wollen sich für den Goethe von Eberleins Gnaden ja mit einem Dante bedanken. Der Alte Fritz wird in Amerika schließlich eine Stätte finden. Wäre die ganze peinliche Erörterung aber nöthig? Dem Botschafter des Kaisers, Herrn von Holleben, wird vorgeworfen, er habe nicht rechtzeitig zu erkennen versucht, wie das Geschenk in den Vereinigten Staaten aufgenommen werden würde. Herr von Holleben hat drüben sehr viele Fehler gemacht, deren einer in dem Prozeß zweier Sektfirmen vielleicht aufgeklärt werden wird. Der neue Vorwurf aber ist sicher unberechtigt. Die Absicht des Kaisers, Amerika den Alten Fritz zu schenken, ist, wie man sicher annehmen darf, dem Botschafter nicht früher bekannt geworden als anderen Sterblichen.

Nur die Herren, die den Kaiser täglich sehen und in Wiesbaden um ihn waren, konnten von dem Geschenk abrathen. Diese Herren scheinen von ihrer Dienerpflicht aber eine sonderbare Auffassung zu haben. Sie lassen ihren Herrn, der nicht allwissend sein kann und nicht Zeit hat, Zeitschriften auszublätern, in einer an den Präsidenten Coubet gerichteten offiziellen Depesche die Zahl der in Pompeji Verschütteten so unrichtig angeben, daß in Frankreich Stoffen darüber gemacht werden. Und sie informieren ihn über die Art der Persönlichkeiten, die er begnaden will, so ungenau, daß noch schlimmeres Unheil entsteht. Jetzt hat Wilhelm der Zweite dem Fräulein Durand eine Audienz gewährt, von dem vor ein paar Wochen hier gesagt wurde: „Fräulein Durand ist eine alternde Dame, die im Hause Molières nie einen Rang hatte und seit Jahren mit der Hilfe eines ihr befreundeten Millionärs die Frauenzeitung La Fronde herausgibt; sie ist weder als Spielerin noch als Journalistin der Rede werth.“ Diese vielseitige Dame, die in Paris nicht ernst genommen wird, konnte in ihrem dahenden Blättchen nun ein Interdium mit dem Deutschen Kaiser veröffentlichen. Vor ihren mit redlich erworbenen Juwelen geschmückten Ehren hat er die modernen deutschen Dichter getadelt, hat er sagt, Wagner sei ihm „zu geräuschvoll“, darüber geklagt, daß die deutschen Frauen sich fürs Theater nicht eleganter kleiden, und Herrn Georg von Hülken einen „großen, sehr großen Künstler“ genannt. In Paris wurden Köpfe geschüttelt. Weiß Ihr Kaiser denn nicht, schrieb mir ein Franzose, wer Fräulein Durand ist? Die Zumuthung, er solle es wissen, ist lustig. Der Vertrauensmann der Deutschen hat am Ende Anderes zu thun, als sich um den Lebenslauf, das Glück und den Niedergang kleiner pariser Theatermädchen zu kümmern. Seine Diener aber sollten wissen, wen sie ihm vorkühren. Wie würde man bei uns spotten, wenn die Nachricht käme, der Zar habe das — nicht einmal Spielens halber in Petersburg weilende — Fräulein Jenny Groß empfangen! Die Hofdiener des Kaisers haben die betrübenden Irrungen und Wirrungen der letzten Wochen verschuldet und sie soll man dafür zur Verantwortung ziehen, daß dem Fräulein Durand eine Ehre gewährt wurde, um die recht oft schon deutsche Industriekapitäne, Gelehrte, Kaufleute in ernstlicher Absicht Jahre lang vergebens warben.